P. Oxel

<36607843740010

<36607843740010

Bayer. Staatsbibliothek

P. O. rel. 5237

Holberg

~~Däner~~

~~Cat. d. ph. deutschen 11. p. 727.~~

Od. 2950

Moralische Fabeln mit beygefügten Erklärungen einer jeden Fabel.

Aus dem Dänischen
des
Herrn Barons von Holberg
übersetzt
durch
J. A. S. K. D. C.

Leipzig, verlegts Franz Christian Mumme,
Buchhändler in Kopenhagen, 1752.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht
des
Uebersetzers.

Die gütige Aufnahme, mit welcher die Kenner meine Uebersetzung des Peter Paars beehret haben, hat mich bewogen, gegenwärtige Holbergische Fabeln gleichfals zu übersetzen. Sie sind nur erst vor wenigen Wochen in dänischer Sprache im Drucke erschienen; und der Verleger so wohl, als ich, haben geglaubet, sie würden denen Liebhabern der Holbergischen Schriften und den Kennern guter Fabeln nicht weniger angenehm seyn, als andere von diesem berühmten Verfasser herausgegebene Werke. Da ich aber, aus verschiedenen Ursachen, nur vierzehn Tage auf die Uebersetzung derselben verwenden

können: so wird man so gütig seyn, und die nicht überall gleich fleißige Ausbesserung der Schreibart nicht allzustrenge beurtheilen. Inzwischen kann ich doch versichern, daß ich dem Original nichts vergeben, und mich aufs genaueste nach dem Dänischen gerichtet habe. Ich zweifele, daß man mir eine einzige Stelle wird aufweisen können, die nicht der Grundschrift gemäß ist; und folglich wird man mir eine unterlassene allzustrenge Ausbesserung der Schreibart im Deutschen desto eher verzeyhen. Mich dünkt, daß das beste an einem übersetzten Werke dieses ist, wenn sich der Uebersetzer auf eine sehr gewissenhafte Art an sein Original gebunden hat: wie sollte man sonst den Geist des Verfassers daraus bemerken können?

Es hat dem Herrn Baron von Holberg gefallen, in der Vorrede zu diesen Fabeln seine Gedancken von den Fabeln überhaupt zu erkennen zu geben, und vornehmlich zu bemercken, warum er eine prosaische Schreibart dazu erwählet habe? Man wird ihm darinnen gern Recht geben, daß blosse Aesopische Fabeln wenig Poetisches, und noch weniger Geschminktes vertragen. Ob aber Poetisch und Geschminkt einerley ist, und ob poetische Fabeln und Erzählungen der Natur zuwider sind, und nur blos der Schreibart und der Mode wegen gefallen, und ob die Kenner und Liebhaber derselben nicht vielmehr auf das Sinnreiche sehen? dieses will ich den Kunstrichtern zur Beurtheilung überlassen. Derjenige, welcher einen feinen Geschmack besitzet, urtheilet, meines Bedünkens, am wenigsten nach der Mode;

und

und darum gefallen auch die Fabeln und Erzählungen des Herrn von Hagedorns, eines Fontäne, eines Gellerts und einiger andern, welche den Spuren dieser treflichen Männer genau gefolget sind, gewiß nur einer kleinen Anzahl von Lesern; denn der meiste Theil derselben ist mit der Zärtlichkeit, mit einer schönen, einer feinen Kunst zu denken, noch nicht so bekannt, und sein Geschmack ist noch nicht so gereiniget und so edel, daß ihn die wahren Schönheiten derselben rühren sollten. Doch Raum und Zeit verhindern mich, mich bey dieser Materie aufzuhalten. Ich will also nur noch etwas weniges von gegenwärtigen Fabeln selbst gedenken.

Obschon alle mit dem allgemeinen Namen der Fabeln benennet sind: so werden doch die Leser finden, daß sie aus verschiedenen Gattungen bestehen. Einige sind blosse Aesopische Fabeln, einige sind Erzählungen, und einige sehr wichtige allegorische Erdichtungen; und ich glaube nicht Unrecht zu haben, wenn ich auch einige für blosse kleine Gedichtchen halte. Der Herr Baron hat den Unterschied dieser Gattungen nicht bemerket, sondern seinen Lesern überlassen, in welche Klasse sie eine jede setzen wollen. Er hat sie alle in einer angenehmen Vermischung auf einander folgen lassen, vermuthlich: theils durch diese Abwechselung die Leser desto aufmerksamer zu machen, und sie desto besser zu ergetzen; theils auch die Einsicht seiner Leser auf die Probe zu stellen, ob sie auch vermögend sind, aus der Natur der Fabel, die verschiedenen Arten derselben, welche sie allhier vor sich finden, zu bestimmen oder zu unterscheiden.

Inzwischen glaube ich, es werde niemanden gereuen, diesem Werkchen eine kleine Zeit zum Durchlesen zu gönnen; denn der Herr Verfasser hat überall die natürliche Einfalt, das Ungeschminkte, und die genaue und richtige Bemerkung aller Charakter der redenden oder handelnden Personen vollkommen erreichet. Er hat auch seine Erdichtungen von allen Ausschweifungen gänzlich entfernet, und keine Personen auf die Schaubühne gebracht, denen man, ohne der Natur Gewalt zu thun, nicht einen gewissen Grad einer Handlung andichten könne. Wie sehr verschiedene Fabeldichter gegen diese wichtige Regel verstossen haben, dieses treffen wir in vielen neuen Fabelbüchern im Ueberflusse an. Und es gereicht daher dem Herrn Baron zu einem billigen Ruhme, daß er seiner Einbildungskraft so vernünftige Gränzen gesetzt hat, und der Wahrscheinlichkeit aufs anmuthigste und gründlichste gefolget ist. Ueberdieses wird man finden, daß einige dieser Fabeln, vornehmlich diejenigen, welche allegorische Erdichtungen oder Erzählungen enthalten, unverbesserliche Meisterstücke sind, die sowohl in Ansehung ihrer Erfindung und Ausarbeitung, als auch in Ansehung ihrer Absicht und geläuterten Moral, ein ungeheuchseltes Lob verdienen. Auch einige ganz kleine Fabeln unterscheiden sich durch ihre Kürze und durch ihr ganz einfaches Wesen, und man kann sie nicht lesen, ohne ein besonderes Vergnügen daraus zu schöpfen. Kurz: der Herr Baron hat seinem etwas zu genau bestimmten Titel seines Werks, indem er es **moralische**

Fabeln mit Erklärungen nennet, eine völlige Genüge geleistet. Alle Fabeln enthalten Anweisungen und Regeln einer guten Sittenlehre, und die beygefügten Erklärungen führen uns auf die schönsten Lehrsätze, die, je bekannter sie zwar eigentlich sind, desto seltener aber gleichwol zur Ausübung gebracht werden. Um so vielmehr aber sind sie dem Gemüthe einzuschärfen. Es hat daher der Herr Baron seinen lehrenden Endzweck vollkommen erreichet. Er zeigt sich also in diesen Fabeln, so wohl als ein scharfsinniger Fabeldichter, als ein gründlicher Sittenlehrer. Um so vielmehr hat man ihm also einige geringe Kleinigkeiten zu übersehen, die etwa ein strenger Kunstrichter darinnen bemerken mögte.

Gewiß, die Uebersetzung eines solchen Werks erfodert keine gemeine Behutsamkeit; denn, sich in der niedrigen Schreibart immer gleich erhalten, der natürlichen Einfalt durchaus folgen, und sich durch die Begierde einigen Witz zu zeigen, nicht hinreissen lassen, ist vielleicht schwerer als einige Schriftsteller glauben. Daher wird es mir eine Freude seyn, wenn an dieser Uebersetzung nur einigermassen diese Eigenschaften zu merken sind, und wenn ich auch in der Schreibart nicht von dem, von dem Herrn Verfasser erwählten, Wege abgegangen bin. Man wird zwar in einigen Fabeln einige wenige Stellen finden, die den Schein haben, als ob sie nicht eben allzu genau mit den Eigenschaften der redenden Personen übereinstimmten; allein ich glaube, daß sie ihre Entschuldigung haben können, und daher

habe ich kein Bedenken getragen, der Grundschrift auch darinnen genau zu folgen. Im übrigen habe ich noch zu bemerken, daß ich dem Schlusse dieser Fabeln ein Verzeichniß aller Fabeln beygefügt habe; weil es, da die Anzahl derselben so ansehnlich ist, gewissermassen nothwendig seyn wird, wenn man etwa eine oder die andere Fabel aufschlagen wollte. Ingleichen habe ich über einige Fabeln Ueberschriften gesetzt, welches der Herr Verfasser bestens aufnehmen wird.

Endlich hatte ich mir vorgenommen, verschiedene wichtige Fehler, die meine Uebersetzung des Peter Paarses verunzieren, zu bemerken; allein, da mir Raum und Zeit mangeln: so will ich nur mit wenigen erinnern, was mir nach erhaltenen Abdrucke am bedenklichsten daran vorgekommen ist. Es sind in den beyden ersten Büchern einige Veränderungen mit der Uebersetzung vorgenommen worden, mit denen ich nicht zufrieden seyn kann, weil sie theils meinen Absichten entgegen, theils auch ohne mein Wissen und Willen geschehen, sind. Es hat nämlich jemand einige übersetzte Stellen verbessern wollen: dadurch aber hat man gegen das Original vielleicht ärger verstossen, als es einem Verbesserer zukommt. Ich könnte dieses vollkommen beweisen, wenn es der Raum allhier vergönnte. Ferner so hat man auch ein paar Wörter verändert, vermuthlich, weil man sie nicht für deutsch gehalten hat, ob sie es schon würklich sind. Das eine ist das Wort: **Troll**, von welchem ich gleichwohl in der Vorrede gemeldet habe, daß, und warum, ich mich dessen bedienet

net hatte. Nun aber findet man es in den beyden ersten Büchern gar nicht; denn ein mir Unbekannter hat es mir im Manuscript überall, wo es vorkam, ausgestrichen. Ausser den bereits in gedachter Vorrede angeführten Ursachen ist ja auch das Zeitwort: **Trollen**, einem jeden Deutschen bekannt, welches bereits ein genugsamer Grund ist, auch jenes zu gebrauchen. Unter dem Worte Troll versteht man einen solchen Erd- oder Bergteufel, dessen vorzügliche Eigenschaft für andern seines Gelächters diese ist, daß er durch eine geschwinde Verschwindung dem grossen Unglücke, nicht zu Steine zu werden, vorbeugen muß. Das Zeitwort: sich trollen, zeigt gleichfalls eine geschwinde Entfernung an: und wer siehet daraus nicht, daß diese beyden Worte die näheſten Anverwandten sind. Doch genug hiervon. Das andere ist das alte deutsche Wort: eine Weise, welches man sonst statt des Worts: ein Lied, gebraucht hat; wie man denn noch in dem Liede: **Helft mir Gotts Güte preisen,** dieses Wort in eben diesem Verstande antrifft, wenn es heißt: **Mit Gsang und andern Weisen.** Ich hatte dieses Wort mit allem Fleisse gebraucht, theils weil es sich im Original befand, theils weil es an solchen Stellen vorkam, wo unmöglich ein anderes Wort, ohne den Nachdruck zu schwächen, und aus dem komischen zu fallen, Statt finden konnte. Wenn man also im zweyten Buche den 25. und 26. Vers folgendermassen lieset:

)(5 Homer

Homer beschreibt ihn uns in seinen Heldenweisen,
Wenn er den Knall bemerkt: dafür wir ihn noch preisen.

So wird solches der Grundschrift viel gemässer seyn, als diejenigen Zeilen, welche dafür eingerückt sind. Das Wort: Weise, bedeutet also ein jedes Lied, welches **öffentlich** abgesungen wird. Die Gedichte Homers sang man im Alterthume **öffentlich** ab; wird man also in einem Gedichte, in welchem der Gedichte Homers auf komische Art gedacht wird, einen geschicktern Ausdruck brauchen oder erwählen können? Doch ich muß schliessen; und daher erinnere ich nur noch, mir dergleichen Fehler, und dann die häufigen darinnen befindlichen Druckfehler nicht beyzumessen, sondern sie mit einer kritischen Billigkeit bestens zu entschuldigen. Wenn der Herausgeber von dem Orte, wo das Buch gedruckt wird, sehr weit entfernt ist, und wenn Zeit und Gelegenheit mangeln, Probebögen zu erhalten: so kann man dem Leser auch für keine dergleichen Fehler stehen. Und eben dieses werde ich auch zum Schlusse wegen gegenwärtiger Arbeit zu erinnern haben, deren richtiger Abdruck dem Glücke und dem Setzer überlassen werden muß. Sonderburg auf der Insel Alsen, den 13. Tag des Märzmonats, 1751.

Vor=

Vorrede des Verfassers.

Ich habe in der Einleitung zu meinen moralischen Gedanken verschiedene Arten bemerket, deren sich die Skribenten im Moralisiren bedienet haben, und zugleich gewiesen, daß keine Art unschuldiger und zugleich kräftiger sey, als der Gebrauch der Fabeln. Daher haben die Liebhaber meiner Schriften Anleitung genommen, mich zu dergleichen Arbeit aufzumuntern, über welcher ich mich doch sehr lange bedacht habe; indem ich glaubte, einem Werke nicht gewachsen genug zu seyn, an welches sich nur sehr wenig Skribenten gewaget haben; denn von den alten Griechen und Römern haben wir nichts weiter, als die Fabeln des Aesopus aufzuweisen, welche Phädrus in lateinische Verse über-

übersetzt hat. Die Fabeln, die in den neuern Zeiten und in den heutigen Sprachen geschrieben worden, sind fast nichts anders, als die vorigen, die man nur wieder aufgewärmet hat; viel weniger kann man die moralischen Romanen hieher rechnen, ingleichen gewisse Materien, die man in Fabeln ausgearbeitet hat, als etwa Mori Utopia, Campanellae Civitas solis, Verulamii novus Atlas, Bidermanni Utopia, Reinike Fuchs und andere dergleichen Werke, die ich doch nicht einmal unter diese Klasse setzen will; sonst könnte ich auch sagen: ich hätte dem Verlangen der Liebhaber durch Klims unterirrdische Reise bereits Genüge geleistet. Doch, wenn ich aus diesen Ursachen sage: wir hätten keine andern, als die Fabeln des Aesopus, die man nur hernach wieder aufgewärmet hat: so meyne ich nur allein solche, welche nach Aesopischer Art geschrieben sind, und kurze Gespräche zwischen Thieren, Vögeln, Bäumen und Hirten enthalten, nebst Erklärungen einer jeden Fabel. Von dieser Art haben wir fast keine, zum wenigsten sind mir keine bekannt, als etwa Gellerts Fabeln. Diese sind in netten und zierlichen deutschen Versen ausgearbeitet, in welcher Betrachtung sie höchlich zu rühmen sind; denn obschon die Materien an sich selbst von geringer Wichtigkeit sind: so kann ich doch versichern, daß ich dergleichen kleine deutsche Bücher mit grossem Ver-

gnügen

gnügen gelesen habe. Gellerts Fabeln sind meistentheils Originale. Hingegen Fontaine und der Verfasser zwoer Lustspiele, die vom Aesopus den Namen führen, haben allein die Fabeln des Aesopus in netten Versen ausgeführet: und, weil die Schreibart darinnen, besonders im Fontaine, naif und zierlich ist: so sind diese Verfasser annoch in grossem Ansehen, insbesondere bey denenjenigen, welche so wohl Schauspiele als Fabeln mit Eckel lesen, wenn sie nicht in Versen sind, und die also mehr auf die Schreibart, als auf die Materie, sehen. Ich hingegen folge hierinnen dem Strome keinesweges, und darum habe ich auch diese meine Fabeln in ungebundener Schreibart abgefasset; indem ich dafür halte, daß eine Schrift, wenn sie an sich selbst sinnreich ist, diesfalls nichts von ihrem Werthe verlieren könne. Manche Sachen bestehen blos in der Einbildung, und gründen sich allein auf einen Geschmack, der nun einmal Mode geworden ist. Gewiß, wenn einige ansehnliche Skribenten Trauerspiele in einer netten und nachdrücklichen ungebundener Schreibart schreiben würden, vornehmlich in Frankreich, woher die Moden des Geschmacks und der Kleidertracht zu allen andern Europäischen Nationen übergehen: so zweifele ich keinesweges daran, man werde ein ungebundenes Trauerspiel mit eben so grossen und vielleicht mit grössern Vergnügen

lesen und aufführen, als wenn es in Versen abgefasset ist.

Was diese meine Fabeln betrift, deren der Zahl nach 232 sind: so sind sie alle Originale, und von meiner eigenen Erfindung, wenn ich etwa zwanzig davon ausnehme. Ich kann nicht sagen, was sie für Beyfall finden werden, vornehmlich bey denenjenigen, die der Meynung sind, man müsse die Fabeln in Versen schreiben: ich meines Theils halte dieses nicht allein für unnöthig, sondern auch für unnatürlich, und ich hoffe, es werden viele Leser meiner Meynung seyn. Diejenigen, welche denen Versen Beyfall geben, können keine andere Ursache anführen, als daß Phädrus, Fontaine und einige andere ihre Fabeln in gebundener Schreibart ausgearbeitet haben. Gleichwohl lehrt uns die gesunde Vernunft: daß nichts ungereimters sey, als gereimte Gespräche, Historien, Abentheuer und Schauspiele; denn diese vertragen kein gezwungenes und hochtrabendes Wesen, sie empfehlen sich vielmehr blos durch die Deutlichkeit und durch eine natürliche Einfalt. Doch, dem sey, wie ihm wolle, man siehet aus diesem meinen Werke, daß ich demjenigen habe nachkommen wollen, worzu ich mich längst habe verbündlich gemacht, nämlich, auf alle gebräucheliche Arten zu moralisiren. Keine andere Absicht habe ich bey der Ausarbeitung dieser

Fabeln

Fabeln gehabt. Daß ich zeither nicht, des Gewinnstes wegen, Bücher geschrieben habe, das können diejenigen bezeugen, welche wissen, wie stark die Auflagen meiner Bücher sind, und wie viel Exemplare ich annoch unverkauft liegen habe. Es kommt also eine ganz andere Rechnung heraus, als sich gewisse Leute einbilden, und es irren diese gar sehr, wenn sie dafür halten, daß ich durch eine jede Schrift Geld einsammle; da ich doch aus meinen letzten Schriften nicht einmal die Unkosten habe lösen können, ob sie schon mit eben dem Fleisse, als meine vorigen, ausgearbeitet sind. Die Ursachen bestehen in der ungeheuren Menge dänischer Schriften, die nun beständig ans Licht treten, ingleichen darinnen, daß der gemeine Mann alles, was nur heraus kommt, mit einerley Gefallen lieset, und die so genannten vornehmen Leute finden an nichts, als an französischen Werken Geschmack.

Einige sind der Meynung, daß, ob ich mir schon vorgesetzt gehabt, auf alle gebräuchliche Arten zu moralisiren, ich diesen Vorsatz doch noch nicht erfüllt hätte, indem noch eine Art zurück wäre, nämlich durch Abbildungen und Charactere, nach Art des Theophrasts und Bruyere, zu moralisiren. Allein diese Schreibart ist gefährlich, und giebt Gelegenheit, dergleichen Charactere auf gewisse Personen auszudeuten. Ueberdieses behauptet man, es

gehöre

gehöre dazu eine gedrungene und kurze Schreibart, welche die Charactere gemeiniglich angenehm mache; denn manche finden an nichts anders Vergnügen, als blos daran, was sie entweder gar nicht verstehen, oder doch nur mit Mühe fassen können; von einer solchen Schreibart aber bin ich kein Liebhaber. Ich will itzt nicht davon sagen, daß die dänische Sprache sich zu einer gedrungenen und abgemessenen Schreibart nicht einmal schickt; die nichts anders ist, als eine ungebundene Rede in einer gebundenen und poetischen Schreibart. Sonst könnte man auch sagen: daß ich bereits durch meine lateinischen Epigrammata Proben in dieser letzten Schreibart bewiesen habe.

Die 1. Fabel.
Von einem Esel, der Cantor werden wollte.

Als im Walde ein Cantorat ledig war; so meldeten sich unterschiedene Candidaten, und unter andern auch ein Esel. Nachdem sie nun alle in des Kapellmeisters Gegenwart, der ein Kybitz war, ihre Proben abgelegt hatten: so fielen die meisten Stimmen auf einen Raben, von dem man glaubte, er würde ein guter Baßiste werden. Die Stimme des Esels ward hingegen von den meisten Thieren sehr ausgelacht und verachtet. Allein dieser ließ diesfalls nichts von seinen hohen Gedanken fallen, die er von seiner schönen Stimme gefasset hatte; er schrieb vielmehr diese Verachtung, mit welcher ihm von den andern Thieren war begegnet worden, dem Unverstande oder der Misgunst derselben zu. Dieses gab er einer Nachteule zu erkennen, welche ihn auf seiner Heimreise begleitete.

Die Nachteule sagte darauf: Lieber Bruder! du mußt dieses nicht so sehr zu Herzen nehmen. Das vorigemal ist es mir eben so ergangen. Wir leben, leider! in den Zeiten, da man Tugend und Geschicklichkeit nichts mehr achtet.

Diese Fabel lehret, daß ein jeder in sich selbst verliebt ist, und sich mit seinen Fehlern und Häslichkeiten so weit eingelassen hat; daß er sie endlich für Tugenden und Zierrathen ansiehet.

Die 2. Fabel.

Vom Adler und von den jungen Füchsen.

Ein Adler, der für seine Jungen Fütterung suchte, schlich sich in ein Fuchsnest, wo er einige kleine neugebohrne Füchschen raubte, die er darauf seinen Jungen brachte. Die jungen Adler liefen stracks darauf zu, und wollten sie fressen; allein die Mutter sagte: Lieben Kinder! wartet noch einige Tage, bis die jungen Füchse etwas mehr Fleisch bekommen, denn anitzt sind sie noch zu klein und mager, und ihr werdet kein sonderliches Futter daran haben. Die Mutter verließ nach dieser Vermahnung das Nest, und blieb einige Zeit weg. Als sie aber zurücke kam, so hatten die jungen Füchse, die inzwischen etwas stark geworden, die jungen Adler todt gebissen und einige derselben bereits aufgefressen.

Diese Fabel lehret, daß manche sich selbst durch allzugrosse Vorsichtigkeit in Unglück stürzen.

Die

Die 3. Fabel.
Von einem Affen.

Ein Affe, dem ein Erbgut zugefallen war, legte sich eine trefliche Equipage zu; ließ sich mit Gold gestickte Kleider machen, und, damit ihn alle und jede in seiner Herrlichkeit und Pracht sehen könnten, so stieg er auf einen Hügel, der an einer Landstrasse war. Ein andres Thier, welches vorbey gieng, und den Affen in dieser Positur gewahr ward, sagte zu ihm: **Alles dieses dienet nur dazu, daß deine Häslichkeit und übele Gestalt desto merklicher werde.** Quo altior es, eo turpior. Je höher, je häslicher!

Diese Fabel lehret, daß es manche Leute giebt, deren schlechte Eigenschaften nicht eher bekannt werden, als bis sie in Ehrenämter und auf den grossen Schauplatz der Welt kommen, wo ihre Unvollkommenheiten allen in die Augen fallen.

Die 4. Fabel.
Vom Esel, der sich für einen Dokter ausgab.

Der Wolf bekam einsmals ein hitziges Fieber, und verlangte einen Dokter. Da der Esel dieses hörte, so bot er ihm in der Arzneykunst seine Dienste an, und er ward auch so fort angenommen. Allein, der Ausfall wies, daß sich die Krankheit durch diese Eselkur nur verschlimmerte, und der Patiente ward zuletzt gichtbrüchig. Der Wolf ließ darauf

den Esel vor Gerichte fodern, und beschuldigte ihn einer Mordthat. Beyde Partheyen nahmen zwo Elstern an, die ihre Sachen vor dem Richter, welcher der Löwe war, führen sollten. Im Gerichte ward erwiesen, daß der Esel sich einer Sache unterzogen hatte, die er ganz und gar nicht verstund, und diesfalls versahe sich dieser eines harten Urtheils. Allein der Spruch war dieses Inhalts: Der Wolf sollte den Schaden zum Lohne haben, weil er die Schuld sich allein beyzumässen habe, indem er sich eines Doktors bedient hätte, von dem er gewußt, daß er ein Esel war.

Diese Fabel lehret, daß derjenige, welcher sich mit freyen Willen und Wissen eines Thoren bedienet, keine Ursache habe, ihm wegen schlechter Verwaltung zur Rede zu setzen.

Die 5. Fabel.

Von der Katze in dem Speiseschranke eines Bauern.

Ein armer Bauer verwahrte in seinem Schranke einen Käse; allein, der Schrank war nicht dichte genug, denn eine Maus schlich sich hinein, und benagte den Käse. Der Bauer entschloß sich darauf, eine Katze in den Schrank zu sperren, um denen Mäusen ein Schrecken einzujagen, und den Käse zugleich zu beschirmen. Darauf legte er sich ruhig ins Bette; allein, da er des Morgens aufstund, und seinen Schrank eröffnete; so fand er,

daß

daß die Katze den ganzen Käse in einer einzigen Nacht verzehret hatte.

Diese Fabel lehret, daß man sich oft, einem kleinen Uebel zu entgehen, in ein grösseres stürzet, und daß dasjenige, was man für Arzeney ansiehet, ärger, als die Krankheit selbst, ist.

Die 6. Fabel.
Der Krieg der Thiere gegen die Menschen.

Da sich einsmals das Gerüchte im Walde ausbreitete, daß etliche hundert Löwen, Elephanten und Tyger in Schauspielen, den Menschen blos zum Zeitvertreibe, wären ermordet worden: so verfügten sich die Angehörigen derer Todten zum Waldgotte Pan, und verlangten Schutz gegen die Härte und Tyranney, welche die Menschen gegen andere Creaturen ausübeten. Der Waldgott sagte darauf: sie hätten dieses Unglück theils ihrer Feigheit zuzuschreiben, indem sie sich nicht der Stärke bedienen wollten, mit der sie die Natur begabet hätte, theils wäre auch ihre Uneinigkeit daran Schuld. Er riethe ihnen daher, ihren Zank und ihre Uneinigkeit auf die Seite zu setzen, und sich gegen ihre allgemeinen Feinde zu vereinigen, die sie alsdann mit vereinigten Kräften gar leicht bestreiten könnten; indem sich die Herrschaft der Menschen über die Thiere blos auf die Feigheit und Uneinigkeit derselben gründete. Einer derer ansehnlichsten Löwen ließ darauf einen allgemeinen Reichstag ansagen,

auf welchem alle Thiere, so wohl fliegende, als kriechende, erscheinen sollten, um über alle Dinge, welche die allgemeine Wohlfarth beträfen, Rath zu halten. Es wurde also eine grosse Versammlung im Anfange des Monats Kiriacks im Krokodiljahre gehalten. Der Löwe gab darauf in einer weitläuftigen Rede die Ursachen zu erkennen, warum sie alle hieher beschieden wären, nämlich, um zu überlegen, auf welche Art sie sich sämtlich gegen die Gewalt der Menschen beschützen könnten. Er sagte: dieses könnte gar leicht geschehen, wenn sie nur ihre eigene Stärke erkennen, und ihre Kräfte gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde vereinigen wollten. Er stellte ihnen zugleich die grossen Mordthaten vor, welche unter den edelsten Kreaturen geschehen waren, die die Menschen blos zum Zeitvertreibe gegeneinander angehetzet hatten. Nachdem der Löwe seine nachdrückliche Rede geendiget hatte: so tratt ein altes mageres Pferd auf, und sagte: „Wohlgebohrne Herren! Die Menschen üben nicht allein gegen Löwen, Bären und Wölfe solche Tyranneyen aus, sondern auch gegen solche Kreaturen, die ihnen grosse Dienste gethan haben, deren gute Aufführung sie mit dem größten Undanke vergelten. Ich habe, sagte es weiter, bey einem Herrn so wohl in Friedens- als Kriegszeiten gedienet; ich habe mein Leben und meine Gesundheit oft für ihn gewaget, um ihn bald aus dieser bald aus jener Gefahr zu retten: allein, da ich alt geworden, verkaufte er mich einem Müller, welcher mich einige Jahre zu einer schimpflichen und mühsamen Arbeit gebraucht, endlich aber beschlossen hat, mich todt

zu schiessen. Ich bin also genöthiget gewesen, um dem Tode zu entgehen, in den Wald zu entfliehen.„ Hierauf tratt ein Hund auf, der eine abgebrochene Kette am Halse hängen hatte; er war ganz heiser, so daß er kaum mit der größten Mühe seine Rede vorbringen konnte. Er sagte: „Ich bin acht Jahre bey einer Pforte an einer Kette geschlossen gewesen, um das Haus gegen die Diebe zu beschützen, und durch mein Bellen die Ankunft unbekannter Personen anzumelden. Mit welchem Eifer ich dergleichen Dienste verrichtet habe, hört man an meiner Brust, die dadurch so sehr verdorben worden, daß ich endlich die Schwindsucht bekommen habe. Gleichwohl habe ich mich so lange mit Gedult darein ergeben, bis ich endlich vor einigen Tagen hörte, daß die Frau im Hause sagte: Dieser Hund ist nichts mehr nütze. Der Herr sagte darauf: Das ist wahr, wir wollen ihn daher Morgen erschiessen lassen. Da ich dieses hörte: so arbeitete ich die ganze Nacht, mich los zu reissen, welches mir auch endlich glückte; worauf ich meine Flucht hieher in den Wald nahm.„ Ein alter Ziegenbock mit einem langen philosophischen Barte tratt darauf mit folgender Klage auf: „Ich bin nebst meiner Frau einige Zeit in den Diensten eines reichen Bauern gewesen. Meine Frau hat das Haus lange Zeit mit Milch versehen, welche nicht allein zur Speise, sondern auch zur Arzeney, dienlich war; aber da sie vor einigen Tagen die Milch verlor, daß sie daher nicht, wie zuvor, konnte gemolken werden: so ward sie von dem harten und undankbaren Bauer geschlachtet, und ich nahm

die Flucht.„ Eine alte Kuh, die neben ihm stund, sagte nunmehr: „Ich habe auch grosse Ursache, mich so wohl, als Jhro WohlEhrwürden, über der Menschen Undankbarkeit und hartes Verfahren zu beschweren. Ich habe nebst meiner Mitschwester einen Pachter mit Milch, Butter und Käse einige Jahre bereichert. Drey von meinen Söhnen, einer nach dem andern, wurden kurz nach ihrer Geburth kastriret, und nachdem sie ein paar Jahre des Pachters Pflug gezogen hatten, so wurden sie des Sommers, damit sie gemästet würden, auf die Weide gethan, um sie hernach einem Schlachter zu verkaufen.„ Diese Klagen wurden von allen Thieren mit grosser Bewegung angehöret. Man beschloß darauf, denen Menschen den Krieg anzukündigen, und es ward ein allgemeines Bündniß abgefasset, welches in 24. Artikeln bestund, und von allen Thieren und Vögeln gebilliget ward. Die Schoßhündchen des Frauenzimmers und die Möpse allein weigerten sich, ihren Beyfall dazu zu geben, und sie protestirten dagegen solenniter. Die Katzen, welche zu diesem Bündnisse weder ihre Stimme gaben, noch auch selbiges gänzlich verwerfen wollten, erklärten sich, neutral zu bleiben. Unter denen Vögeln war der Storch der einzige, welcher dieser Allianz nicht beytreten wollte. Er gab zu erkennen, er hätte keine Ursache, sich über die Menschen zu beschweren. Der Löwe sagte darauf: „Wir wollen niemand zwingen; denn wir sind mit denen andern Thieren und Vögeln ohnedieß stark genug.„ Man rüstete sich nunmehr mit aller Macht zum Kriege. Thiere und Vögel kamen

von

von allen Seiten her, um sich einrolliren zu lassen, und das Gerüchte davon breitete sich überall so weit aus, daß es auch Jupitern zu Ohren kam. Dieses setzte ihn, in Ansehung des menschlichen Geschlechts, in grosse Furcht, und er versammlete daher unverzüglich alle Götter und Göttinnen, um mit ihnen darüber Rath zu halten. Da er ihnen alles bekannt gemacht hatte: so überfiel sie ein grosser Schrecken, weil sie den Untergang der Menschen befürchteten. Nur Momus hörte alles lachend an. Da man ihn nun diesfalls zur Rede setzte, sagte er: „Ich wundre mich darüber, daß die Götter und Göttinnen so einfältig sind. Es hätte euch ja die Erfahrung lehren können, daß, je grösser und je weitläuftiger dergleichen Allianzen sind, die aus mancherley verschiedenen Nationen bestehen, je weniger sie auch Bestand halten. Setzet daher nur alle Furcht bey Seite; denn das Bündniß wird sich noch vor dem gänzlichen Anfange des Krieges bereits wieder trennen.„ Der Ausgang bewies auch, daß Momus recht geurtheilet hatte; denn da das Kriegesheer sich versammlet hatte: so fieng man auch stracks an, sich über das Commando und über die Ehrenämter zu zanken. Und obschon die höhesten Stellen durch die meisten Stimmen denen Löwen aufgetragen wurden: so bezeigten doch die Tyger, die Leoparden, die Bäre und die Elephanten ihren Verdruß darüber, insbesondere waren diese letztern sehr unzufrieden, als durch welche manche grosse Siege sind erhalten worden. Solchergestalt ward der erste Grund zu der darauf folgenden Uneinigkeit gelegt. Man hielte gleichwol noch sehr

an sich, und rückte mit gesammter Macht gegen das erste Dorf, welches man denn, ohne grosse Mühe, bestürmte. Es ward daselbst eine reiche Beute gemacht; aber da die Beute sollte getheilet werden: so entstund ein heftiger Streit über der Theilung. Die Vögel, da sie merkten, daß daraus ein innerlicher Krieg entstehen würde, desertirten des Nachts mit dem größten Theile der Beute, und daran konnten sie die kriechenden Thiere nicht verhindern. Der halbe Theil des Kriegesheeres verschwand auf diese Weise, und die übrigen geriethen in eine solche Schlägerey untereinander, welche sich durch nichts anders, als durch Mord und eine grosse Niederlage derselben, endigte. Auf diese Art war der Krieg schon zu Ende, bevor er recht angegangen war, und das menschliche Geschlecht ward von einem Unglücke befreyet, welches man ihm drohete.

Diese Fabel lehret, daß grosse und weitläuftige Allianzen, welche zwischen mancherley Völkerschaften geschlossen werden, keinen Bestand haben können. Sie sind wie das Wetterleuchten, welches auf einmal erscheinet und verschwindet. Sie lehret überdieses, daß die Thiere allerdings Ursache haben können, sich über die Strenge der Menschen zu beschweren; ingleichen, daß es gefährlich seyn würde, wenn sie sich zusammen rottiren wollten. Denn man hat wohl Hände und Finger, mit denen man allerhand Gewehr führen kann, und dieses ist denen Menschen ein grosser Vortheil; die meisten Thiere hingegen sind mit solcher Stärke begabt, so daß tausend unbewaffnete Männer von einem einzigen Löwen oder Elephanten können bezwungen werden.

Die 7. Fabel.

Die Katze begiebt sich in einen Mönchsorden.

Als die Katze merkte, daß die Jagd mehr und mehr abnahm, indem die Mäuse, die alle ihre Künste ausgelernet hatten, ordentlich Schildwacht hielten, um sich gegen sie zu beschützen: so beschloß sie, sich in den Orden der Mönche zu begeben, um sie unter der Maske der Heiligkeit desto besser zu betrügen. Sie ließ sich darauf von einem Färber schwarz färben, unter dem Vorwande, sie hätte nun, als ein Mönch, der Welt den Rücken zugekehrt. Da die Mäuse dieses höreten, so erweckte es eine grosse Freude unter ihnen; weil sie meynten, sie wären nun von aller Furcht und Gefahr befreyet, indem die Mönche kein Fleisch essen dörften. Sie liessen sich daher in Gegenwart der Katze nicht nur frey sehen, sondern sie machten sich auch recht bekannt und gemein mit ihr. Die Katze blieb eine Zeitlang bey ihrer Aufführung, um sie mehr und mehr treuherziger zu machen. Endlich, da eine grosse Menge von Mäusen versammlet war, und sie Gelegenheit hatte, einen guten Fang zu thun, zog sie die Maske ab, und ermordete sie alle, daß auch nicht mehr, als eine einzige Maus davon kam. Diese sagte: die Katze wäre zuvor sehr schlimm gewesen, aber seit dem sie ein Mönch geworden, so wäre sie erst recht rasend toll geworden.

Diese Fabel lehret, daß unter allen unrechtmäßigen Mitteln, die Leute zu betrügen, keines sicherer sey, als die Maske der Heiligkeit.

Die 8. Fabel, oder Historie.

Von einem gezwungenen und doch ungezwungenen Eheverbündnisse.

Ein Mann von mittelmäßigen Alter, der, wie man sagt, ein Pfeffersack war, sich aber nicht entschliessen konnte, sich zu verheyrathen, ob er schon im Stande war, eine Frau zu ernähren, ward endlich von einem guten Freunde aufgemuntert, in den Ehestand zu treten. Er sagte darauf: er wäre zwar nicht ungeneigt dazu, wenn er nur eine solche Frau antreffen könnte, mit welcher ihm gedienet wäre. Sein Freund sagte: Es hätte sein Nachbar = = drey artige Töchter, aus diesen könnte er sich diejenige erwählen, welche ihm am besten gefiele. Der Mann verfügte sich darauf zu diesem Nachbar, und sagte: daß er im Sinne hätte, mit ihm Schwägerschaft zu machen. Dieser Vortrag ward von dem Vater mit Freuden aufgenommen. Er sagte: er hätte drey Töchter, welche alle gleich gut aussähen, gleiche Tugend besässen, und einerley gute Auferziehung genossen hätten. Der Freyer antwortete: Da dieses sich also befände: so wollte er die Aelteste nicht vorbey gehen. Diese älteste Tochter ward darauf gerufen. Der Freyer, dem sie so fort gefiel, sagte zu ihr: Meine liebe Jungfer! ich bin kein Liebhaber von Complimenten; ich will sie daher nur mit wenig Worten fragen: ob sie mich zum Manne haben will? Das Mägdchen ward beschämt, und sagte: Man muß doch etwas Zeit haben, sich auf diese wichtige Sache zu bedenken.

ken. Wohlan! sagte der Freyer, ich gebe ihr eine Stunde dazu. Darauf gieng sie aus der Stube; er aber setzte sich nieder, um eine Pfeife Taback zu schmauchen, nachdem er seine Uhr auf den Tisch gelegt hatte. Da er endlich an der Uhr bemerkte, daß die Stunde verflossen war: so bat er, die Jungfer mögte wieder herein kommen. Er wiederholte alsdann seinen vorigen Antrag; da aber die Jungfer, durch diese ungewöhnliche Art zu freyen, sich einbildete, es geschähe alles nur aus Scherz: so blieb sie bey ihrer vorigen Antwort. Darüber ward der Freyer misvergnügt, und verlangte, man sollte ihm sein Pferd satteln, um nach Hause zu reiten. Der Vater aber, der seine Rechnung bey dieser Schwägerschaft fand, fragte ihm, ob er nicht seine andere Tochter sehen wollte? diese könnte vielleicht zahmer und von mehrerer Entschliessung als die erstere seyn. Der Freyer ließ sich dieses gefallen, und die andere Schwester ward gerufen. Diese, da ihr die Erfahrung gelehrt hatte, der Freyer verlangte ohne Aufenthalt ein reines Ja oder Nein, sagte so fort Ja. Die Parthie ward darauf geschlossen, und der Freyer ritt fort, um Anstalt zur Hochzeit zu machen, und sich mit einem Copulationszeddel zu versehen. Da er einen Theil des Weges zurückgelegt hatte, erinnerte er sich, daß er den Namen der Braut vergessen hatte. Daher ritt er stracks zurücke; allein, da er ans Haus kam, so fand er die älteste Schwester vor der Thüre, die er denn für seine Braut hielte, weil die Schwestern sich einander ganz ähnlich waren. Daher sagte er zu ihr: Meine liebe Jungfer! ich habe vergessen, mich nach

ihrem

ihrem Namen zu erkundigen. Die Jungfer, welche seinen Irrthum merkte, hielt an sich, und sagte: Mein Name ist Maria. Gut! sagte er, und darauf ritt er wieder fort. Kurz darauf kam er wieder zurück, um die Sache zu Ende zu bringen. Er zeigte den Copulationszeddel, in welchen der Name Maria eingeführet war. Man mußte ihm darauf melden: dieses wäre der Name der ältesten Schwester, und man müßte daher die Hochzeit so lange aufschieben, bis er einen andern Zeddel erhalten hätte. Der Freyer schmunzelte darauf, und sagte: Ich merke wohl, daß mir die Aelteste bescheeret ist, und es ist mir endlich einerley, welche ich von diesen dreyen bekomme. Man frage sie daher nur, ob sie mich haben will? Kaum hatte man die Frage an sie gethan, so gab sie ein deutliches, Ja! zur Antwort. Sie wurden darauf zusammen gegeben, und nachdem sie von den Aeltern freundlichen Abschied genommen hatten, so führete er seine Braut mit sich nach Hause.

Diese Fabel, oder vielmehr Historie, die sich, wie man sagt, in Engelland würklich zugetragen hat, lehret, daß uns dasjenige, was uns vom Himmel bescheeret ist, durch keine Zufälle kann entzogen werden.

Die 9. Fabel.
Der Ziegenbock, ein Philosoph.

Ein Ziegenbock, dem auf einmal verschiedene Verdrieslichkeiten begegnet waren, entschloß sich, sich der Welt zu entschlagen, und zu philosophiren.

Da er aber nicht eigentlich wußte, was zu einem rechtschaffenen Philosophen gehörte: so berathschlagte er sich diesfalls mit einer alten ehrbaren Katze. Die Katze machte ihm darauf eine Beschreibung von der allgemeinen Meynung, die der gemeine Mann von den Philosophen hätte. Sie sagte: Ein Philosoph muß stets einen langen Bart haben. Den habe ich, sagte der Ziegenbock, und zwar so gut, als er im Walde nur zu finden ist. Die Katze sagte ferner: Ein Philosoph muß ein Horn an der Stirne haben, mit welchem er allen denenjenigen begegnen kann, die mit seinen philosophischen Meynungen nicht übereinstimmen. Du siehest, daß mir dieses auch nicht fehlet, antwortete der Ziegenbock. Ein Philosoph, sagte die Katze, muß auch steif über seine Lehrsätze halten, und die geringsten Meynungen mit der größten Hartnäckigkeit verfechten. Das habe ich auch gethan, sagte der Bock, denn ich habe mein Horn hundertmal der geringsten Kleinigkeiten wegen gewetzt. Die Katze fuhr fort: Ein Philosoph muß unreinlich seyn, und sich nicht um die Verrückung seines Körpers, sondern um die Verrückung seiner Sinne bekümmern. Du siehest, antwortete der Ziegenbock, wie ich aussehe, und so bin ich jederzeit gewesen. Endlich, sagte die Katze, gehört auch eine gewaltige Ambition unter der Maske der Demuth dazu. Die Ambition mangelt mir nicht, antwortete der Bock, denn ich bin fast niemals vergnügter, als wenn ich auf Hügel und Klippen klettern kann. Die Katze sagte nunmehr: Mein lieber Bruder! du hast ja bereits auf diese Weise alle Eigenschaften, die zu einem vollkommenen

nen Philosophen gehören, und es mangelt dir nichts weiter, als die Kappe. O! sagte der Bock, darzu findet sich auch Rath; denn er wußte einen Ort im Walde, wo eine Bärenhaut lag, die er so fort statt eines Mantels um sich nahm. Alle andere Thiere, da sie den Ziegenbock in dieser Positur mit einer ehrbaren Miene sahen, und hörten, daß er sich zur Philosophie begeben hatte, erzeigten ihm grosse Ehrerbietigkeit, und belegten ihn mit dem Titel: Meister Matz. So bald sich das Gerüchte davon mehr und mehr ausbreitete, beschloß ein reicher Herr, der nicht weit vom Walde wohnete, diesen Meister Matz zum Lehrer der Philosophie für seine Söhne anzunehmen. Dem Ziegenbock gefiel dieser Vortrag, und er fand sich ein. Das Volk im Hause konnte sich des Lachens nicht enthalten, da sie ihn erblickten; allein der Herr sagte: Diogenes sahe nicht besser aus, und gleichwohl befand man sich bey seinen Diensten sehr wohl. Man führte den Ziegenbock so fort in einen Saal, in welchem ein grosser und kostbarer Spiegel hieng. Da der Bock sein Ebenbild in diesem Spiegel erblickte, so glaubte er, dieses wäre ein Mitbuhler, der eben diese Bedienung suchte. Er ward diesfalls vor Eifersucht ganz erhitzt, und betrachtete sein Ebenbild mit einer sehr zornigen Miene. Das Ebenbild schien desgleichen zu thun. Dieses erhitzte den Bock noch mehr. Er erinnerte sich zugleich der Lehren der Katze, nämlich, daß ein Philosoph seinen Gegnern sein Horn zeigen müsse; er lief daher mit Macht und Eifer gegen den Spiegel, und zerbrach ihn. Dadurch kam das ganze Haus in Bewegung, und der Bock

ward gefangen genommen. Allein, da man im Gefängnisse beym Verhör die Ursache und den Zusammenhang erfuhr, so mußte der Herr nicht wenig darüber lachen. Doch, damit der Ziegenbock dergleichen Streiche nicht ferner ausüben mögte, so ließ ihm der Herr das Horn abbrechen, den Bart abschneiden, und darauf ließ er ihn laufen. Der gute Meister Matz behielt also nichts Philosophisches mehr an sich, als seinen kothigen Körper. Diese Geschichte gab denen Thieren und Vögeln Gelegenheit zu allerhand kurzweiligen Scherzreden. Die Nachtigall, die Waldpoetinn, machte zum Andenken derselben folgende satyrische Verse:

„Ein Philosoph, Herr Matz, der Bock,
„Nahm eines todten Bären Rock,
„Und wollt auf der verderbten Erden
„Ein strenger Herr Professor werden.
„Doch merkt! der weise Mann stund hier,
„Wo du, mein Leser, itzund bist.
„Er sah im Spiegel, mit Begier,
„Das, was er nicht vermuthen ist.
„Sein Schatten wars, den er nicht kannte:
„Drum er im Zorn zu sehr entbrannte.
„Läuft zu mit seinem harten Horn,
„Stößt in das Glas, als wie verworrn.
„Der theure Spiegel bricht entzwey:
„Herr, Frau, Knecht, Magd rennt stracks herbey.
„Doch, Matz! dich rührt ja kein Gewinn;
„Geduld! sind Bart und Horn schon hin.

Diese Fabel lehret, daß zur Philosophie etwas anders, als ein Bart und eine Kappe, gehört; wiewohl manche

nichts anders haben, womit sie sich brüsten könnten. Es kann also mit Recht heissen: Barbam video, sed Philosophum non video.

Die 10. Fabel.
Vom Monde.

Der Mond bat seine Mutter um ein neues Kleid. Die Mutter sagte darauf: Meine Tochter! kein Schneider ist vermögend, dir solche Kleider zu machen, welche dir passen würden; denn du hast alle Tage eine andere Gestalt.

Diese Fabel lehret, daß es gewisse wankelmüthige und unbeständige Menschen giebt, denen man niemals etwas recht machen kann, weil sie alle Stunden anders Sinnes sind.

Die 11. Fabel.
Vom Maulwurfe.

Der Maulwurf bat seine Mutter um ein Paar Brillen. Die Mutter sagte darauf: Was willst du mit den Brillen machen? Die Brillen, deren sich die Menschen bedienen, sind denen Maulwürfen unnütze.

Diese Fabel lehret, daß es gewisse Menschen giebt, die von Natur so sinnlos und dumm sind, daß sie weder Zucht noch Lehren rühren oder bessern können.

Die 12. Fabel.

Vom Dornbusche.

Der Dornbusch beschwerete sich beym Jupiter über seine schlechte und häsliche Gestalt. Jupiter antwortete darauf: Du bist, als ein Dornbusch, schön genung.

Diese Fabel lehret, daß ein jedes Geschöpfe an sich selbst vollkommen sey; daß die Menschen keine Ursache haben, sich darüber zu beschweren, weil sie nicht denen Engeln gleich geschaffen sind; denn sie sind geschaffen, Menschen zu seyn; daß ein Pferd darüber nicht klagen kann, daß es keine Flügel hat, und wie ein Vogel fliegen kann; denn es ist geschaffen, ein Pferd zu seyn. Wenn ein Schwein, welches man für das häslichste Thier hält, wie ein anderes Schwein geschaffen ist: so kann es über seine Gestalt nicht klagen.

Die 18. Fabel.

Die Klagen der Frösche.

Einige kleine Jungen warfen zum Zeitvertreib Steine in einen Fischteich, in welchem verschiedene Frösche waren. Da nun diese Lust sehr lange währete, und unterschiedene Frösche dadurch ums Leben kamen: so stund einer von denen Fröschen auf, und redete die Knaben folgendergestalt an: Lieben Kinder! dasjenige, womit ihr euch itzt die Zeit vertreibt, kommt uns armen Fröschen theuer zu stehen.

Diese Fabel lehret, daß viele plauderhafte Menschen, oder Skribenten, um nur ihren Geist und ihre sinnreichen

Einfälle sehen zu lassen, solch Zeug reden und schreiben, dadurch andere gar sehr verwundet und betrübet werden.

Die 14. Fabel.
Die Sittenlehre der Lerche.

Eine Lerche, die ihr Nest in einem Kornacker hatte, bat ihre Jungen, daß sie in ihrer Abwesenheit auf alles, was sie sehen und hören würden, sehr genau Achtung geben sollten; hierauf verließ sie sie, um Futter für sie zu suchen. Inzwischen, da sie weg war, hörten die Jungen, daß der Herr des Gutes seinem Sohne befahl, er sollte, weil das Korn reif wäre, seine Freunde bitten, daß sie ihm helfen sollten, selbiges abzumähen. Dieses erzählten die Jungen der Mutter mit Zittern, und baten sie, bey Zeiten zu entfliehen. Die Mutter ließ sich dadurch gar nicht erschrecken, sie bat sie, nur Geduld zu haben, indem sie sagte: Wenn sich der Mann nur auf seine Freunde verlässet, so wird morgen aus dem Abmähen nichts werden. Des folgenden Morgens verließ sie sie wieder, nachdem sie ihnen die vorige Erinnerung ertheilet hatte. Der Herr fand sich darauf ein, um sein Korn abzumähen. Er wartete auf seine Freunde, aber vergebens. Da er nun dieses merkete, sagte er zu seinem Sohne: Ich sehe, daß unsere Freunde nicht willig genug sind, diesfalls gehe zu unsern Blutsverwandten, und bitte sie, daß sie uns morgen arbeiten helfen. Dieses erzählten die furchtsamen Jungen der Mutter abermals, die sie denn aufs neue tröstete, indem sie

sag-

sagte: es wäre eben so thörigt, sich auf seine Verwandten, als auf seine Freunde, zu verlassen; und sie könnten daher versichert seyn, man werde das Korn des folgenden Tages noch nicht abmähen. Den dritten Morgen flog sie, unter wiederholter Erinnerung, abermals aus. Der Herr kam auch wieder, und da er merkte, daß seine Verwandten ebenfalls wegblieben, so sagte er zu seinem Sohne: Höre! mein Sohn! du siehest, zur Zeit der Noth hat man weder Freunde noch Verwandte. Laß uns daher morgenden Tages unsere Sensen nehmen, und die Arbeit selbst verrichten. Dieses erzählten die Jungen ihrer Mutter wieder; worauf diese sagte: Nun ist es Zeit, daß wir uns in Sicherheit setzen; denn das Korn wird morgen unfehlbar abgemähet werden. Sie führte daher die Jungen stracks weg, und das Korn ward abgemähet.

Diese Fabel lehret, wie wenig man sich auf Freunde und Verwandte verlassen kann, wenn man ihrer Hülfe benöthiget ist; es ist daher das Sicherste, sich, nächst GOtt, auf sich selbst und auf seine eigene Arbeit zu verlassen.

Die 15. Fabel.

Die Reise der Taube in fremde Länder.

Nachdem die Taube von den Habicht und andern Raubvögeln gar oft war verfolget worden, und eine Lebensgefahr nach der andern ausgestanden hatte: so beschloß sie, ihr Vaterland zu verlassen,

und sich in einem fremden Orte niederzulassen, wo sie in ihrem Alter in Sicherheit lebèn könnte, und von allen Verdrieslichkeiten befreyet wäre, denen sie in ihrem Vaterlande war unterworfen gewesen. Nachdem sie nun von ihren Freunden und Angehörigen den freundlichsten Abschied genommen hatte, begab sie sich auf die Reise. Nachdem sie nun etliche Tage in einem beständigen Fluge zugebracht hatte, kam sie in einem fremde Lande in eine weit entlegene Stadt, wo sie für gut fand, sich niederzulassen. Allein, sie hatte sich daselbst kaum eine halbe Stunde aufgehalten: so ward sie einen Habicht auf einen Klockenthurme gewahr. Worauf sie sagte: Du bist auch allhier? Hätte ich das gewußt, so hätte ich eben so gut in meinem Vaterlande bleiben können.

Diese Fabel lehret, daß man überall in der Welt Verdrieslichkeiten antrift. Die Beschwerlichkeiten können gleich groß seyn, ob sie schon nach der Veränderung der Scenen nicht immer dieselben sind.

Die 16. Fabel.

Der Fuchs und der Wolf.

Aus dem Bidermann.

Als der Fuchs einsmals eine sehr grosse Beute gemacht hatte, die ihm viel Mühe machte, sie in seine Höhle zu schleppen; so begegnete ihm unterweges der Wolf, der ihn denn den ganzen Raub abnahm. Der Fuchs hielt sehr an sich, und ließ nicht den geringsten Verdruß darüber merken; allein er dachte darauf, wie er sich wieder rächen könn-

könnte. Einige Zeit darnach ließ er sich einen grossen Fisch auf seinen Schwanz binden, und damit gieng er dem Wolfe auf dem Eise entgegen. Der Wolf sagte ihm für die letzte Mahlzeit Dank, und fragte: Wo er diesen Fisch bekommen hätte? Der Fuchs gab zur Antwort: er könnte so viel bekommen, als er sich wünschte. Er wies darauf dem Wolfe ein Loch mitten auf dem Eise, in welches er, wie er sagte, seinen Schwanz gesteckt, und damit habe er einen Fisch nach dem andern herausgezogen. Du kannst nur, fuhr er fort, nach meinem Beyspiele einen Versuch machen; so wird dir das Winterfutter niemals mangeln. Der Wolf bedankte sich für die gute Unterweisung, und sagte, er wollte sie sich nützlich machen. Du wirst dich, sagte der Fuchs, gewiß nicht übel dabey befinden; aber, es gehört etwas Geduld dazu. Du mußt eine ganze Stunde deinen Schwanz im Wasser lassen, bis du merkest, daß er ganz erhitzt wird, alsdann mußt du die Fische mit aller Macht heraus ziehen. Diesem Unterrichte lebte der Wolf hernach genau nach, und inzwischen erboth er sich zu allen Gegendiensten. Der Fuchs sagte: es wäre seine Schuldigkeit, seinem Nächsten zu dienen, und darauf gieng er seine Strasse. Da der Wolf eine Stunde bey der Oeffnung gesessen hatte, und merkte, daß sein Schwanz anfieng, stark zu brennen: so dachte er, nun wäre es Zeit, die Fische heraus zu ziehen. Er that daher einen starken Zug, allein, weil der Schwanz im Wasser feste gefroren war: so konnte er mit dieser ersten Bewegung nichts ausrichten. Er glaubte daher, das grosse Gewicht der Fische verursachte die-

dieses, und diesfalls that er aufs neue mit aller Macht einen so starken Zug, daß das Netz, oder vielmehr der Schwanz, zerriß, und im Eise sitzen blieb. Darauf merkte er, daß ihn der Fuchs betrogen hatte, und gieng beschämt fort. Der Fuchs, der ihn kurz darauf in diesem Zustande fand, gieng ihm lachend und mit schuldiger Danksagung für die letzthin erzeigte Ehre vorbey. Und da der Patiente ihm seine Bosheit vorwarf, so sagte der Fuchs: Mit solchen Netzen fängt man solche Fische.

Diese Fabel lehret, man soll mit grossen Politicis keine grosse Freundschaft aufrichten; noch weniger soll man sie sich zu Feinden machen; denn sie können, durch List und Spitzfindigkeit, sich gar leicht rächen, und mit doppelter Münze bezahlen.

Die 17. Fabel.

Der Fuchs zeiget seine List durch eine neue Probe.

Auch aus dem Bidermann.

Da der Fuchs ausspionirt hatte, daß ein Bauer isich fertig machte, mit einer Menge fetter Waare n die Stadt zu fahren; so dachte er auf eine List, dadurch er sich eines Theils derselben bemächtigen könnte. Er sahe wohl, daß die Sache von grosser Schwierigkeit war. Es gieng ihm zwar eine Erfindung im Kopfe herum, dadurch er seine Absicht erreichen konnte; aber da sie von der Beschaffenheit war, daß sie nicht ohne Leibes- und Lebensgefahr konnte ins Werk gesetzt werden: so war er lange

zwei-

zweifelhaft, was er thun sollte. Endlich, da ihm das Maul voll Wasser wegen der fetten Waare lief, beschloß er, sich der Gefahr zu unterwerfen. Er sagte: Wer gewinnen will, muß auch etwas wagen. Er legte sich diesfalls für todt mit ausgestreckten Füssen auf den Weg. Der Bauer, der ihn liegen sahe, sagte: Hier liegt ein todter Fuchs; sein Fell kann mir sehr wohl zu Statten kommen. Doch weil ihm die List des Fuchses aus vielen Proben bekannt war; so gab er ihm drey tüchtige Schläge mit seiner Peitsche, damit er desto gewisser wäre, ob er auch würklich todt sey. Weil nun der Fuchs diese Schläge mit heroischer Standhaftigkeit aushielt, so zweifelte der Bauer nicht mehr; er nahm ihn daher, warf ihn hinten auf den Wagen, und setzte darauf seine Reise weiter fort. Inzwischen that der Fuchs eine vortrefliche Mahlzeit, und erwählte das beste und fetteste dazu. Nachdem er sich nun so dicke gefressen hatte, daß sein Magen so ausgespannt war, wie eine Trommel, sprang er unvermerkt vom Wagen, und nahm so viel von der fetten Waare mit sich, daß er davon noch eine vollkommene Mahlzeit halten konnte. Da der Bauer endlich auf den Markt kam, ward er gewahr, daß der Fuchs verschwunden war, und seine beste Waare theils verdorben, theils aufgefressen hatte.

Diese Fabel zeiget, daß gewisse Vortheile nicht ohne Gefahr zu erwerben sind, und daß gierige und gefräßige Menschen kein Bedenken tragen, Leib und Leben aufzusetzen, wenn sie nur ihren Begierden Genüge leisten können.

Die 18. Fabel.
Vom Kukuk.

Der Kukuk stellte ein Concert an, und lud die andern Vögel ein, damit sie seine Stimme hören sollten. Aber er ward ausgepfiffen. Doch es fanden sich noch einige Vögel, insbesondere eine Elster, welche glaubten, es wäre dem Kukuk hierinnen Unrecht geschehen; denn er hätte doch eine Stimme, die nicht zu verachten wäre. Allein der Adler antwortete darauf: Hätte man den Kukuk gebeten, zu singen: so hätte man ein milderes Urtheil über ihn gefället; allein, da er, ungebeten, andere eingeladen hat, seine Stimme zu hören, und dadurch zu erkennen gegeben, wie viel er sich darauf einbildet: so ward die Stimme mit Recht genauer untersuchet.

Diese Fabel lehret, daß nichts Mittelmäßiges an denenjenigen zu dulden ist, die sich für Meister ausgeben; und diesfalls geschieht es, daß ein Schriftsteller, der auf Befehl schreibet, lange nicht so sehr critisirt wird, als ein Poet, der nur darum schreibet, seinen poetischen Geist sehen zu lassen. Daß auch des einen Verfassers Werke mehr censurirt werden, als die Werke des andern, giebt Horaz in folgenden Verse zu erkennen:

— — mediocribus esse Poetis
Non homines, non Dii, non concessere Columnae.

Die 19. Fabel.
Vom Schorsteinfeger.

Ein Schorsteinfeger, den man Dieberey Schuld gab, ward gegriffen, und von der Obrigkeit in das

allgemeine Gefangenhaus der Stadt eingeschlossen; dieses war mit starken Thüren und Schlössern wohl versehen. Der folgende Tag war zum Verhör angesetzet; aber, da die Stadtdiener ins Gefängniß kamen, den Gefangenen vors Gerichte zu führen: so war der Schorsteinfeger unsichtbar geworden; denn er hatte die Flucht durch den Schorstein genommen.

Diese Fabel lehret, daß man die Thüren und Gefängnisse nach der Beschaffenheit der Gefangenen einrichten müsse: denn, wenn man einen Schlosser einschliesset; so muß man die Thüre nicht alleine mit Schlössern versehen, sondern auch mit Vorlegeschlössern verwahren; und wenn man einen Schorsteinfeger gefangen setzet: so muß im Gefängnisse kein Schorstein seyn. Ein guter Zaun oder eine Mauer ist hinlänglich genug, Kühe, Schaafe und Pferde zu verwahren, aber nicht Vögel, man müßte ihnen denn die Flügel beschneiden. Diese Regel ist auch bey denen Strafen zu beobachten; denn was dem einem eine grosse Strafe ist, das kann einem andern nur eine sehr kleine oder auch gar keine seyn. Diese Regel nahmen ehmals die Jüten nicht in Acht, als sie einen Krebs oder eine Krabbe zum Wasser verurtheilten.

Die 20. Fabel.

Der Dreustigkeit der Gans.

Der Löwe hatte einsmals eine wichtige und beschwerliche Sache auszuführen; und diesfalls ließ er unterschiedliche Thiere vor sich fodern, um zu hören, ob ihm keines einen guten Rath zur Ausführung

rung dieser Sache ertheilen könnte? Allein, niemand erkühnete sich dieses. Die Gans allein bot ihm ihre Dienste an, indem sie keinen Knoten in dieser verwirrten Sache fand. Alle diejenigen, welche die Gans kannten, und wußten, wie weit sich der Gänseverstand erstreckte, verwunderten sich über diese Dreustigkeit. Die Elster sagte darauf: Lieben Freunde! verwundert euch darüber gar nicht; just das Vertrauen, welches die Gans auf ihre Kräfte setzt, giebt ihren Unverstand und ihren Mangel der Selbsterkenntniß deutlich genug zu erkennen.

Diese Fabel zeiget, daß die Dümmsten sich zu allen Sachen für geschickt halten, denn sie kennen sich selbst nicht, und sehen also auch die Schwierigkeit einer Sache nicht ein, die doch scharfsinnige Köpfe sehen und merken, und wesfalls sie sich an die Ausführung derselben nicht wagen wollen. Man kann sagen, daß just die Furcht und das Mistrauen dieser letztern gewisse Merkmale ihres Verstandes sind.

Die 21. Fabel.

Das Chamäleon und die Katze.

Die Katze begegnete einsmals im Walde dem Chamäleon, welches betrübt und unzufrieden aussahe. Die Katze fragte nach der Ursache seines Kummers, und was ihm auf dem Herzen läge? Das Chamäleon sagte darauf: Ich habe mir selbst nichts vorzuwerfen; ich habe mein Möglichstes gethan, um meinen Unterhalt zu gewinnen und in der Welt fortzukommen; aber die Natur ist mir eine

Stief-

Stiefmutter gewesen, und versaget mir ihre Gaben: so daß ich mich durch allen Fleiß und durch alle meine Mühe zu der geringsten Verrichtung oder zu einem Amte nicht geschickt machen kann. Ich habe verschiedene Profeßionen, die mir meine Aeltern haben lernen lassen, meine Dienste angeboten, aber wegen meiner Untüchtigkeit habe ich stracks meinen Abschied wieder erhalten. Das letzte Amt, welchem ich vorgestanden habe, war ein Schulmeisteramt, zu welchem mich meine Aeltern, insbesondere meine Mutter, bestimmet hatten, weil so wohl ihr Vater als ihr Großvater Schulmeister gewesen waren; aber ich bin kaum ein paar Monate in diesem Amte gewesen; denn ein Bär, der ein Schülpatron war, gab mir, wegen meiner Ungeschicklichkeit, den Abschied. Dasjenige, was mich dabey am meisten kränket, ist dieses, daß ein Ziegenbock meine Stelle erhalten hat, mit welchem, wie man sagt, die Schule soll wohl versehen seyn. Die Katze, nachdam sie diese Reden sehr bedachtsam angehört hatte, sagte darauf: Lieber Freund! beschuldige die Natur nicht; denn vielleicht ist sie gegen dich eben so gütig, als gegen andere, gewesen. Es ist ein Unglück, daß die Aeltern, welche weder sich selbst, noch das Naturell ihrer Kinder kennen, diese gleichwol stracks nach ihrer Geburt gewissen Studien widmen, wozu sie doch keine Geschicklichkeit besitzen, und wodurch sie gleichsam die Natur bestürmen. Ich wette darauf, daß du, wenn du nur auf deine rechte Rennbahne kommest, in ein eben so grosses Ansehen kommen wirst, als du itzt in Verachtung bist. Ich erkenne gar wohl, was an dir

zu thun ist, und welchen Weg du zu deinem Aufkommen nehmen mußt. Du bist eine Person, die sich selbst mancherley Farben und Gestalten geben kann, daß du auch in einer jeden Stunde dir selbst ungleich bist: und darum besitzest du die vornehmste Tugend, die man von einem Hofmanne fordert, dessen größte Eigenschaft diese ist: als ein andrer Proteus seine Gestalt zu verändern, und sich nach den Aspekten des Hofes zu drehen. Denke nur darauf, wie du dir einen kleinen Dienst bey Hofe erwirbest. Ich weis gewiß, du wirst alsdann spornenstreichs von einer Ehrenstufe auf die andere steigen. Das Chamäleon dankte ihr für diesen guten Rath, und begab sich stracks an den Hof des Löwens, der aus mancherley Arten von Kreaturen, so wohl kriechender als fliegender, bestund. Er schmäuchelte sich sofort bey einigen Kälbern ein, welche die Pagen des Löwens waren. Diesen gefiel sein Umgang so wohl, daß sie ihm einem, derer vornehmsten, Affen, der Hofnarr war, bestens empfahlen, der sich seiner auch mit solchem Eifer annahm, daß er Hofmeister bey einem Elephanten ward, welcher Vezier und des Löwens größter Günstling war. Kurz: unser Chamäleon ward in weniger Zeit einer derer vornehmsten Minister an dem Hofe des Löwens. Diese grosse Erhöhung breitete sich im Walde überall aus, und endlich kam sie auch der alten Katze zu Ohren. Sie gerieth dadurch in eine unbeschreibliche Freude, denn sie hoffte, an diesem neuen Minister einen solchen Patron zu erhalten, der ihr Trost in ihren alten Tagen könnte und wollte seyn. Sie verfügte sich daher stracks an den Hof des Löwens,

wens, und ließ sich mit diesen Worten beym Chamäleon anmelden: Die Katze Monsonius wäre vorhanden, und verlangte, Seine Excellenz zu sprechen. Das Chamäleon, welches vom Hochmuth so sehr aufgeblasen war, daß es auch seine alten Freunde nicht mehr kennen wollte, ließ ihr antworten: die Person wäre ihm ganz unbekannt, und darum mögte sie sich nur stracks wieder fortpacken. Die Katze kratzete sich darauf hinter den Ohren, gieng fort und sagte: Ich merke nun aus allen Umständen, besonders aus diesem letzten, daß es ein vollkommener Hofmann ist. Einige Zeit darnach begegnete das Chamäleon der Katze im Walde; und zwar in demselben armseligen und elenden Zustande, in welchem es sich befand, ehe es an den Hof kam. Es war inzwischen in Ungnade gekommen, ob man schon die Ursache davon nicht weis, entweder durch eigenes Versehen, oder durch die Veränderung der Conjunkturen: so daß es aller seiner Würden entsetzt ward, seine Güter aber confisciret wurden. Es addreßirte sich nun aufs neue an die Katze und sagte: Lieber Freund! was für Rath ertheilst du mir nun in diesem meinen betrübten Zustande? Die Katze bezahlte es mit seiner eigenen Münze, indem sie antwortete: Ich kenne dich nicht, darum packe dich nur stracks fort. Darauf kehrete sie ihm den Rücken zu, und ein jedes gieng seine Strasse.

Diese Fabel enthält mancherley Lehren. Zuerst zeigt sie, daß man die Natur mit Unbilligkeit beschuldiget, sie versagte uns ihre Gaben; denn manche, welche scheinen, nichts nütze zu seyn, können die besten Leute werden, wenn sie auf ihre rechte Posten zu stehen kommen.

men. Ferner zeiget sie die schlüpfrige Beschaffenheit des Hoflebens, und daß diejenigen Herrlichkeiten, welche dasselbe verschaffet, dem Wetterleuchten ähnlich sind, welches auf einmal erscheinet und verschwindet. Endlich schildert sie den Hochmuth derjenigen ab, welche in Eil aus dem geringsten Stande zu den größten Würden erhoben werden.

Die 22. Fabel.

Von der Maus im Käse.

Die Katze fand eine Maus, die sich in einen fetten Käse so tief eingegraben hatte, daß man nichts mehr als nur den Kopf von ihr sehen konnte. Die Katze fragte, was sie hier zu bestellen hätte? Worauf die Maus versetzte: ich habe mich der Welt entschlagen. Die Katze sagte darauf: Ich preise diese deine Philosophie. Ich will deinem Beyspiele nachfolgen, und auf eben diese Art mich auch der Welt entschlagen. Hierauf fraß sie so wohl die Maus als den Käse auf.

Diese Fabel lehret, daß viele, die den Umgang mit andern Leuten scheuen, und unter dem Vorwande, sie hätten sich der Welt entschlagen, sich insgeheim in Wollust und Unmäßigkeit herumwälzen.

Die 23. Fabel.

Vom Bär und Fuchs.

Aus dem Bidermann.

Dem Fuchs war einsmals vom Bären ein schlimmer Streich gespielet worden, diesfalls suchte er, sich

sich an ihm zu rächen. Damit er dieses nun in desto grösserer Sicherheit thun könnte: so stellte er sich an, als ob er über das ihm erzeigte Unrecht ganz und gar nicht verdrieslich wäre; vielmehr gieng er ganz vertraulich mit ihm um, und unter andern zeigte er ihm auch einen Weg zu einem Orte, wo eine grosse Beute zu erhaschen war. Er zeigte ihm nämlich einen Bauerhof, der schlecht bewacht war, und keinen Hofhund hatte, der denjenigen verrathen konnte, wer sich des Nachts hineinschleichen wollte. Der Bär bedankte sich für diesen guten Rath, und entschloß sich, sich in der darauf folgenden Nacht an diesem Orte einzufinden. So bald ihn nun der Fuchs so treuherzig gemacht hatte, warnete er den Bauer vor dem Bären. Der Bauer stellte darauf alle seine Leute und einen Theil seiner Nachbarn auf die Wache, versahe sie mit Steinen und langen Stangen, um den zu erwartenden Gast damit zu empfangen. Dem Bären ward dadurch solchergestalt begegnet, und ihm so übel mitgespielt, daß er mit zerschlagenen Gliedern und aufgeschwollenen Leibe zurück kriechen mußte. In diesem Zustande begegnete ihm der Fuchs, der ihn denn lachend fragte: wie der Fang gewesen wäre? Der Bär merkte darauf, daß er von ihm war angeführet worden, doch, damit sein Feind nicht doppelte Ursache, sich zu freuen, haben mögte, sagte er zu ihm: Alles ist ganz wohl abgelaufen. Ich habe eine solche Mahlzeit gethan, daß mir der Bauch davon ganz aufgeschwollen ist.

Diese Fabel lehret, wenn man von einem Feinde ist angeführet worden: so soll man sich nichts merken lassen,

vielmehr soll man sich stellen, als ob man es gar nicht zu Herzen nähme: damit die Feinde keine Ursache erhalten, sich doppelt darüber zu freuen.

Die 24. Fabel.
Vom Bauer und Hunde.

Einen reichen Bauer begegnete ein Hund im Walde; dieser warnete ihn vor den Räubern, und sagte: sie wären schon ganz in der Nähe, und diesfalls mögte er sich mit der Flucht retten. Der Bauer bat ihn mit weinenden Augen: er mögte doch bey ihm bleiben, damit er sich beschützen könnte. Aber der Hund sagte: sein eigner Leib wäre ihm lieb, und es würde vergebens seyn, sich gegen so viele bewaffnete Männer zur Wehre zu setzen. Endlich, da der Bauer mit Bitten anhielt, und ihm einen freyen Zutritt in seine Küche und Speisekammer gelobete, deren Thüren ihm immer offen stehen sollten, so ließ sich der Hund überreden, bey ihm zu bleiben, denn er verließ sich auf seine Stärke und Behändigkeit. Die Räuber liessen sich darauf sehen. Aber der Hund griff sie mit solcher Hitze an, daß zweene derselben auf dem Platze blieben, der dritte aber die Flucht nehmen mußte. Nach erhaltenem Siege erinnerte er den Bauer an sein Gelübde, worauf ihn dieser aufs neue versicherte, sein Wort genau zu halten. Aber, da der Mann nach Hause kam, und seiner Frau von seinem Versprechen Nachricht gab, ward sie so sehr dadurch aufgebracht, daß sie ihm so lange gewaltig ausschalt, bis er ihr versprach, seine Zusage zu brechen. Der

Hund,

Hund, der sich auf den geschlossenen Accord verließ, stellte sich kurz darauf in dem Bauerhofe ein, wo er, alle Thüren offen zu finden, glaubte. Aber es ward ihm so übel daselbst begegnet, daß er, von Schlägen und Wunden halbtodt, zurücke kehren mußte.

Diese Fabel zeiget, daß die größten Wohlthaten gar oft aufs übelste belohnet werden.

Die 25. Fabel.

Der Fuchs fordert einen Esel vors Gerichte.

Ein Fuchs forderte einen Esel vors Gerichte, und beschuldigte ihn, er habe ihn hinterlistig hintergangen. Alle verwunderten sich darüber, daß ein listiger Fuchs von einem einfältigen Esel könnte überraschet werden. Der Richter, der eine Katze war, sagte auch, es käme ihm dieses unbegreiflich vor. Aber, da der Fuchs manche schimmernde Beweisthümer anführte, seine Sache damit zu bestärken, und der einfältige Esel hingegen so bestürzt und niedergeschlagen war, daß er nicht das geringste darauf antworten konnte: so wußte der Richter nicht, was er dabey thun sollte; denn auf der einen Seite waren die angeführten Beweisthümer, welche man nicht widerlegen konnte, und auf der andern Seite war eine bekannte ehrliche und einfältige Gegenpart, bey der weder Wille noch Vermögen, jemand zu betrügen, anzutreffen war. Endlich erfand er einen Mittelweg. Nachdem der Proceß bis zum Urtheil zu Ende war, so ließ er beyde Partheyen

vor sich rufen, und ertheilte ihnen diesen Spruch: Die Sache soll bis zu weiterer Untersuchung ausgesetzet werden, und die Partheyen können sich in einer Frist von zehen Jahren wieder einstellen. Er glaubte, binnen dieser Zeit würde so wohl der Fuchs als der Esel gestorben seyn. Man sagt: der Löwe habe sich über dieses Urtheil so sehr ergetzt, daß er diesfalls die Katze, die Harzvogt war, zum Landsdommeramte befördert habe.

Diese Fabel zeiget, daß ein Richter, so sehr er auch in seinem Gewissen von der Unrichtigkeit einer Klage überzeugt ist, dennoch den Beklagten nicht frey sprechen könne, wenn die Beweisgründe des Klägers gesetzmäßig sind. Nichts destoweniger scheinet es doch, daß in einer Sache von diesen Umständen und von dieser Beschaffenheit eine gewisse Mäßigung könne getroffen werden, obschon nicht eben auf gegenwärtige Art.

Die 26. Fabel.

Vom Affen, welcher fischen wollte.

Ein Affe, nachdem er lange mit Fleiß bemerket hatte, wie ein Fischer mit der Angel einen Fisch nach dem andern aus dem Wasser zog, dachte bey sich selbst: Sollte ich dieses nicht auch thun können? Da nun dieses Thier behende ist, und die Menschen in vielen Dingen nachzuahmen suchet: so suchte es eine Angel, und heftete einen Regenwurm daran, eben so, wie es der Fischer gemacht hatte. Aber, weil der erste Fisch, der an die Angel biß, ein übermäßiger grosser Hecht war, so zog er den Affen mit

sich

sich ins Wasser. Der Affe, da er sich, in Gefahr, zu ersaufen, sahe, rufte den Himmel um Hülfe, und sagte: Rette doch den armen Morten, der ins Wasser gefallen ist. Aber da er am Ufer auf einiges Gesträuche zu sitzen kam: so sagte er: Himmel! laß es nur bleiben, nun kann sich Morten selbst helfen.

Diese Fabel lehret, daß die meisten Menschen nicht eher, als in der Noth und Gefahr, gottesfürchtig sind, und daß sie, wenn die Gefahr vorbey ist, wieder in ihr voriges gottloses Leben zurück fallen.

Die 27. Fabel.

Von der Jungfer und dem Papagoy.

Eine Jungfer hatte einen Papagoy, den sie als ihre eigene Schwester liebte. Der Papagoy verdiente auch geliebt zu werden; denn er war wohl gezeichnet, verstund die Musik, und redete fast eben so vernünftig, als die Jungfer selbst. Aber man muß in allen Dingen Maasse halten; welches aber hierbey nicht geschah. Denn diese Liebe war so heftig, daß die Jungfer nimmer ohne diesen Vogel seyn konnte, auch nicht einmal des Nachts; denn er mußte oft bey ihr im Bette liegen. Aber was geschah? Eines Morgens, da sie aufwachte, fand sie, daß der Vogel halb todt war, weil ihn die Hitze meist erstickt hatte. Sie erschrack darüber ausserordentlich, und sagte: Was fehlet dir, mein lieber Pape? Der Vogel antwortete: Mir fehlt nichts anders, als daß deine Liebe so stark ist, daß sie mir das Leben kostet. Hierauf starb er.

Diese Fabel lehret, daß man in allen Dingen Maasse halten muß, und daß eine heftige Liebe, so wohl, als Haß und Kaltsinnigkeit, schädlich seyn kann.

Die 28. Fabel.
Der Esel, ein Wächter.

Da der Esel das Podagra bekommen hatte, und seine gewöhnlichen Dienste nicht mehr verrichten konnte, durch welche er bisher sein Futter verdient hatte, so sahe er sich für eine ganz unnütze Last der Erden an, und bereitete sich dazu, vor Hunger und Armuth zu sterben. In diesem betrübten Zustande sahe ihn ein Wolf, dem er denn seine Noth klagte. Der Wolf ward dadurch zum Mitleiden bewegt, daher sagte er zum Esel: er sollte noch nicht gänzlich verzweifeln; denn es wäre noch wohl ein Mittel zu finden, wodurch er sein Futter verdienen könnte. Er sagte: Du hast ja eine Stimme. Diese habe ich, sagte der Esel, und zwar ist sie stark genung; aber sie gefällt nicht mehr. Das will nichts sagen, sagte der Wolf, wenn sie nur noch stark ist. Ich will mich bemühen, dir in der nächsten Stadt einen Wächterdienst zu verschaffen. Er verschafte ihm auch dieses Amt. Und man sagt, daß verschiedene Esel seinem Beyspiele gefolgt sind; so daß manche Städte mit dergleichen Wächtern angefüllt worden, die ihr Geschlechte fortgepflanzet haben, und noch dergleichen Dienste versehen.

Diese Fabel lehret, daß nichts so unnütze sey, welches nicht noch zu etwas könne gebraucht werden.

Die 29. Fabel.

Das Kriegsverhör über den Hasen.

Nach einer grossen Feldschlacht, die einsmals im Walde vorgegangen war, ward ein Kriegsverhör über die Aufführung dererjenigen angestellet, welche dieser Schlacht beygewohnet hatten. Ein Hase ward beschuldiget, er habe die Flucht ergriffen, bevor die Schlacht angegangen war. Ein Ochse, der in demselben Distrikt, in welchem sich der Hase aufhielte, Harzvogt oder Richter war, erhielt Befehl, in dieser Sache ein Urtheil zu sprechen. Nachdem nun die Flucht des Hasens durch hinlängliche Beweisgründe bestätiget war: so erkühnte sich der Beklagte zwar nicht, die That zu läugnen; er bestrebte sich nur, zu beweisen, es wäre nichts straffälliges darinnen. Er sagte: Ich war gesonnen, mehr als einmal Dienste zu thun, und ein jeder, der diesen redlichen Vorsatz hat, muß für seinen Leib und für seine Glieder Sorge tragen: wäre ich nun in dieser Schlacht umgekommen, so hätte ich ein andermal keine Dienste mehr thun können. Der Richter, der ein grosser Jurist war, fand diesen lächerlichen Grund von Wichtigkeit, und sprach den Hasen frey. Kein Urtheil ist jemals von den Thieren und Vögeln mehr belacht worden, als dieses. Aber der Fuchs sagte: Man kann keiner andern Sprüche gewärtig seyn, wenn man den Ochsen zum Richter macht.

Diese Fabel zeiget, daß die Regel des Fuchses wohlgegründet sey.

Die 30. Fabel.

Der Krieg zwischen den Leoparden und Tygern.

Im Anfange des Monats Miriak ward im Walde ein sehr hohes Fest dem Waldgotte, Pan, zu Ehren, gefeyert. Auf diesem Feste fanden sich alle Arten der Thiere ein. Die Vornehmsten unter dieser versammelten Schaar waren ein Leopard und ein Tyger; jeder von ihnen war das Haupt seiner Nation. Beyde waren an diesem Tage in tiefer Trauer; denn der Leopard hatte seine Frau, der Tyger aber seinen Sohn verloren. Mitten unter der größten Feyerlichkeit ward die Sonne verfinstert. Da man dieses gewahr ward, und die anwesenden Thiere sehr darüber erschracken, bat sie der Tyger, nur alle Furcht, wegen eines bevorstehenden Unglücks, auf die Seite zu setzen; denn, sagte er: die Sonne trauert über den Tod meines Sohnes, und weiter bedeutet diese Finsterniß nichts. Der Leopard hingegen meynte: diese Finsterniß geschähe wegen des Todesfalles, der in seinem Hause vorgegangen war. Dieses konnte der Tyger nicht leiden, und daher fragte er den Leoparden, was er sich wohl einbildete? Der Leopard, der eine eben so niederträchtige Ambition besaß, blieb auf seiner Meynung, und gab eine harte Gegenantwort. Kurz: Ein Wort gab das andere, bis endlich alles dadurch in Feuer und Flammen gerieth. Die ganze Schaar der Thiere nahm die Flucht, und die streitenden Partheyen droheten einander mit einem offenbaren Kriege, welcher sich auch sofort anfieng. Eine

Menge

Menge von allerhand Thieren erhielt Befehl, im Felde zu erscheinen, oder sie ward auch gegen Besoldung angeworben. Die Vögel hingegen wollten sich in diese Sache nicht mischen; denn, obschon der Adler von beyden Partheyen um Beystand ersucht ward, so wollte er doch keinem Vogel erlauben, sich zu der einen oder zu der andern Parthey zu schlagen; er erklärte sich also im Namen der ganzen fliegenden Nation, neutral zu bleiben. Von denen kriechenden Thieren wollten die Fischotter und der Seehund auch nichts damit zu thun haben; denn da der Krieg blos zu Lande geführt ward, diese sich aber meistens im Wasser aufhielten, so sagten sie: sie gehörten unter den See-Etat. Nachdem der Krieg eine Zeitlang mit grosser Hitze war geführt worden, ward endlich nach vielem Blutvergiessen der Friede folgendergestalt geschlossen: Eine jede derer streitenden Partheyen sollte bey ihrer Meynung bleiben, und alles sollte wieder in den Stand gesetzet werden, in welchem es vor dem Kriege war.

Diese Fabel lehret, daß die heftigsten Zwistigkeiten oft aus Kleinigkeiten entstehen, an denen gar nichts gelegen ist; ingleichen, daß die blutigsten Kriege, die unter denen Menschen geführet werden, auf eben diese Art geendiget werden. Man führet also Krieg blos darum, um Krieg zu führen.

Die 31. Fabel.

Die Enten und der Seehund.

Einige Enten stunden am Ufer und schwatzten miteinander. Unter andern Materien, welche sie

auf die Bahne brachten, sprachen sie auch mit Verwunderung von der Fluth und Ebbe, weil sie bemerkten, daß die See bald wuchs, bald wieder fiel, wovon sie aber die Ursachen nicht begreifen konnten. Inzwischen, da sie mitten in dieser philosophischen Unterredung waren, näherte sich ein Seehund dem Ufer; dieser war in der Kenntniß der Natur sehr wohl erfahren, besonders in der Astronomie, und die Enten hofften, einiges Licht in dieser Sache von ihm zu erhalten. Diesfalls gieng ihm eine von ihnen entgegen, und sagte: Lieber Simon! was für Ursache muß es haben, daß das Wasser bald steigt, bald fällt? Der Seehund antwortete: Das kommt von der Kraft her, die der Mond auf Erden hat; denn wenn diese das Meer drücket, so muß sich das Wasser bis ans Ufer erheben. Dieses verursachte, daß die Enten gewaltig lachten. Diese Meynung schien ihnen die thörigste unter allen zu seyn, desfalls sagten sie: Die Gelehrten sind niemals im Kopfe richtig. Nachdem sie sich nun satt gelacht hatten, legten sie ihm eine andere Frage vor, nämlich: woher es käme, daß der Mond so oft ab- und zunähme? Der Seehund, weil er merkte, man müsse mit diesen dummen Thieren nicht im Ernste sprechen, sagte darauf: Das kommt daher, daß man, wenn der Mond zu seiner vollkommenen Grösse gekommen ist, Stücken von ihm abschläget, um Sterne daraus zu machen. Dieses schien ihnen ganz verständlich und richtig zu seyn, und desfalls dankten sie ihm für die gute Unterweisung.

Diese Fabel lehret, daß manche die gesundesten Lehrsätze verwerfen oder belachen, und sich hingegen die ungereim-

reimtesten und abgeschmacktesten Meynungen auf die Ermel binden lassen.

Die 32. Fabel.
Die Nachtigall und die Sau.

Die Sau fragte einsmals die Nachtigall: warum sie, da sie doch eine so angenehme Stimme hätte, sich nur zu einer gewissen Zeit im Jahre, und nur allein des Nachts, hören liesse? Es scheint daraus, sagte sie, du misgönnest denen Menschen und Thieren das Vergnügen, das sie daran finden. Die Nachtigall antwortete darauf: Wie kommts, daß du, ungeachtet du eine so häsliche Stimme hast, dich durch das ganze Jahr beständig hören lässest? Es scheint, du lässest dich, um Thieren und Menschen beschwerlich zu seyn, so oft hören. Keines von beyden konnte solchergestalt den Grund seines Betragens angeben; sie giengen daher voller Gedanken und stillschweigend von einander.

Diese Fabel lehret, daß diejenigen, welche die schlechteste Stimme haben, am oftesten singen, und daß diejenigen, welche wenig kluges vorbringen können, am meisten reden. Diejenigen hingegen, welche die Menschen wirklich vergnügen, sind so wohl in dem einen als in dem andern sparsam, und niemand weis die Ursache davon zu sagen.

Die 33. Fabel.
Vom Kranich, welcher mit Gratia probatum kurirte.

Der Leopard ward einsmals gar oft mit Obstructionen geplagt, und bediente sich des Storches, wel-

welcher Hofchirurgus war. Dieser setzte ihm denn ein Klistier nach dem andern; aber die Krankheit wollte gleichwol nicht nachlassen. Endlich meldete sich der Kranich, und sagte: er hätte ein Arcanum, welches den Namen: Gratia probatum, führte, und damit könnte er alle Krankheiten vertreiben. Das Recept that auch seine Wirkung, und der Patient ward völlig kurirt. Da dieses bekannt ward, so lief alles zu diesem neuen Arzt, und sein Recept that dieselbe Wirkung bey allen Kranken. Nach einigen Monaten aber verlor diese Medicin alle ihre Kraft, und der Dokter büssete dadurch alle seine erlangte Reputation ein. Da sich nun jedermann darüber verwunderte, sagte eine alte Katze, welche die Arztneykunst lange getrieben hatte, ob sie schon nicht graduirt war: Verwundert euch nicht darüber; alle solche neue Recepte wirken nur einige Zeit, und so lange die Einbildung der Patienten dauert. Dieses habe ich am Theerwasser bemerket, womit man einige Monate alle Krankheiten kuriren konnte; aber nunmehr taugt es nur blos dazu, die Wagenräder und das Schifstauwerk damit zu schmieren.

Diese Fabel zeiget, was die Einbildung bey denen Patienten vermag, und diese ist es allein, und nicht das Recept, was sie kuriret.

Die 34. Fabel.

Vom Schiffe im Monde.

Der Affe gab einsmals vor, er könnte ein Schiff im Monde sehen. Dieses setzte alle Thiere und

Vö-

Vögel in solche Bewegung, daß sie haufenweis zusammen kamen, um bey dem Aufgange des Mondes darauf Achtung zu geben. Aber keines von allen, auch nicht einmal der Luchs, der doch das schärfste Gesicht hat, konnten das allermindeste davon erblicken. Der Adler, der in dieser Absicht so hoch in der Luft stieg, daß es schien, er näherte sich dem Monde selbst, bezeugte gleichfalls, er könnte nichts sehen. Daraus schloß man, dieses Schiff bestünde allein in der Einbildung des Affen, oder er wollte, nach seiner Gewohnheit, mit den andern Thieren Narrenspossen treiben, und sie vexieren. Endlich fand sich ein Elephant ein, der wegen seiner scharfen Einsicht und wegen seines Verstandes in solchem Ansehen stund, daß alle seine Worte für Orakelsprüche gehalten wurden. Dieser, entweder aus eigener Einbildung, oder weil er merkte, was sein grosser Name auswirken könnte, gab zuerst vor, er würde etwas ausserordentliches im Monde gewahr; endlich sagte er: er könne dieses Schiff nunmehr ganz deutlich sehen, zugleich ersuchte er die andern Thiere, sie sollten nur den Mond mit mehrerer Aufmerksamkeit betrachten. Was geschicht? Eines nach dem andern sahe endlich nach und nach dasjenige, was es doch nicht sahe, und alle verdammten ihre vorige Blindheit. Ja, selbst der Maulwurf, der doch das schwächste Gesichte hat, bezeugte eidlich, er könne nicht allein das Schiff an sich selbst mit seinen Masten sehen, sondern auch Tauwerk, Anker nebst den Schifshunden.

Diese Fabel zeiget, daß wenn sich einer nur erst in den Ruf einer grossen und ungemeinen Weisheit gesetzt hat,

so kann er gar leicht alle andere Leute dahin bringen, dasjenige zu sehen, was sie nicht sehen, zu schmecken, was sie nicht schmecken, und ihre eigenen Sinne zu verläugnen.

Die 35. Fabel.

Die Sau und das Chamäleon.

Ein Chamäleon, welches bey einer Sau vorbey gieng, die, nach ihrer Gewohnheit, im Kothe lag, und sich darinnen herumwälzete, sagte zu ihr: Pfuy! du garstiges Thier! du bist dir doch allezeit selbst gleich. Die Sau antwortete darauf: Pfuy! du garstiges Thier! du bist allezeit dir selbst ungleich. Die andern Thiere, die dieses hörten, hielten dafür, daß der Vorwurf der Saue am besten gegründet wäre.

Diese Fabel lehret, daß nichts tadelnswürdiger ist, als, wie ein Proteus, seine Gestalt verändern, und sich selbst stets ungleich seyn, oder wie ein Chamäleon, welches bald diese, bald jene Farbe annimmt. Das heißt allhier mit Recht, wie dieser Vers sagt:

Malo sui similem, quam sibi dissimilem.

Die 36. Fabel.

Der Wolf und Bär.

Der Wolf und Bär fielen einsmals in einerley Krankheit. Der Wolf erholte sich zuerst, und besuchte den Bär, der mit seiner Krankheit annoch behaftet war. Da sich nun der Bär verwunderte, wie der Wolf so bald war wieder hergestellet worden; so

so antwortete dieser: Ich schliesse, es müsse daher kommen, weil ich nur allein mit der Krankheit zu kämpfen gehabt, du aber hast nicht allein mit der Krankheit sondern auch mit dem Dokter zu streiten.

Diese Fabel zeiget, die Natur kurire öfters sicherer, als die Arztney, welche durch ihre Wirkung jener oft hinderlich ist.

Die 37. Fabel.

Der Hochmuth eines Mastschweines.

Kein Thier, so geringe und elend es auch ist, hat von sich schlechtere Gedanken, als die alleredelste Kreatur. Dieses sahe man am Mastschweine, von welchem man diese Fabel erzählet. Ein Mastschwein gerieth durch die Betrachtung, welche es über seinen eigenen Zustand machte, in eine solche Einbildung, daß es glaubte, die ganze Welt wäre nur seinetwegen erschaffen. Es sahe, wie vor seinem Schweinstalle die Sonne alle Morgen aufgieng; wie sie ihm Licht und Wärme mittheilte, und wie sie sich wieder verbarg, wenn es Zeit war, auszuruhen. Es meynte also, diese Anstalt wäre blos seiner Bequemlichkeit wegen gemacht. Es merkte auch, daß gewisse Leute alle Morgen den Schweinestall eröffneten, um es auf das Feld zu bringen. Diese Leute sahe es, als seine bestellten Aufwärter, an. Es glaubte, daß die Menschen, wenn sie ihre Unreinigkeiten von sich warfen, alles dieses blos seinetwegen thäten, und darum sahe es sie für seine Speisemeister an. Kurz: es legte alles zu seinem Vortheil aus, und bildete sich ein: alles wäre nur seiner Bequem-

quemlichkeit wegen so eingerichtet, und diesfalls sahe es sich für die Quintessenz aller erschaffenen Dinge an. Aber just, da es einsmals durch solche Vorstellungen ganz ausser sich selbst war, und vor Hochmuth fast bersten wollte, kam der Schlachter, und schleppte es mit Gewalt auf die Schlachtbank.

Diese Fabel kann auch denenjenigen Leuten zur Lehre dienen, welche sich einbilden, daß alles ihrentwegen erschaffen sey, da doch diese ganze Erde gegen die grosse und scheinbarlich-unendliche Welt nur als ein Sandkorn anzusehen ist, und diejenigen verdienen daher, fast eben so sehr ausgelacht zu werden, als das Mastschwein, welche meynen, daß so unzählbare Sterne ihrenthalben zur Zierde an den Himmel gesetzt sind, ingleichen, die Kometen liessen sich nur diesfalls sehen, um wegen gewisser bevorstehenden Begebenheiten die Menschen zu warnen.

Die 38. Fabel.

Von zween Raben.

Eine persianische Fabel.

Zweene Raben wollten einsmals mit einander in Schwägerschaft treten. Der eine hatte einen Sohn, und der andere eine Tochter; die Parthie war auf beyden Seiten gleich. Sie handelten nur darüber, was die Tochter zur Mitgift mitbringen sollte. Ihr Vater versprach darauf, sein Schwiegersohn sollte zehn wüste Dörfer zur Aussteuer erhalten. Dieses Versprechen gefiel dem andern Raben, aber er fragte ihn: woher er so viel aufbringen könnte? Der Vater der Tochter sagte darauf:

Wenn Gott unserm gnädigen Herrn, den Sultan Machmud, leben lässet, so werden wir niemals an wüsten Dörfern Mangel leiden.

Diese Fabel erfordert keine Erläuterung; denn sie erkläret sich selbst.

Die 39. Fabel.

Des Esels Hochmuth in seinem Wohlstande.

Ein Esel fand einen grossen Schatz, der unter einem Drachen verborgen lag, der vor Hunger gestorben war, weil er seinen Schatz nicht verlassen wollte. Der Esel ließ sich darauf mit köstlichen Kleidern und Schmucke auszieren. Da nun die Thorheit des Esels von allen Thieren und Vögeln ausgelacht ward, sagte ein Windspiel: es könnte nichts vernünftigers vorgenommen werden, indem kein andres Thier einen fremden Schmuck so sehr nöthig hätte; denn, fuhr es fort: Man malet eine Wand, welche von Holz oder Leim ist, aber nicht eine, die von Marmor ist. Ich würde kein Bedenken tragen, dieses ebenfalls zu thun, wenn ich ein Esel wäre.

Diese Fabel zeiget, daß unnütze und verächtliche Leute Ursache haben, sich am meisten zu putzen; und die Erfahrung lehret, daß dieses auch täglich geschiehet.

Die 40. Fabel.

Aßidämons Klage über die Thiere.

Ausser allerhand Arten von Thieren sind auch im Walde Satyren, diese werden für die Feinde der

Thiere gehalten, und gemeiniglich mit dem Namen der Waldtrollen oder Waldteufel belegt. Ihr Haupt und Anführer heißt Aßidåmon, und er ist denen Thieren dasjenige, was der Teufel denen Menschen ist. Die Thiere schreiben ihm nicht nur das meiste Uebel zu, welches ihnen wiederfähret, sondern auch ihre eigenen Missethaten, die, wie sie vorgeben, durch nichts anders, als durch sein Eingeben und Versuchung geschehen. Wenn also Diebereyn, Mordthaten und andere Bosheiten begangen werden: so sagt man gemeiniglich: Hier hat Aßidåmon wieder sein Spiel gehabt. Einige derer vernünftigsten Thiere fallen dieser Meynung nicht bey, indem sie dafür halten, sie diene nur darzu, den Missethaten einen Mantel umzuhängen: aber diese Thiere werden von dem gemeinen Manne für Ungläubige angesehen, insbesondere von den Gänsen, Enten, Hühnern, Schafen, Kühen und andern meist einfältigen und orthodoxen Kreaturen. Aßidåmon hatte diese gegen ihn angeführten Beschuldigungen lange mit Verdruß angehört. Endlich, da er merkte, daß man allzuweit damit gieng, sogar, daß, wenn sich ein Thier zur Unkeuschheit verleiten ließ, es alsdann hieß, es wäre auf Eingeben oder Anreizen Aßidåmons geschehen: so nahm er sich vor, eine Klage bey dem Waldgotte Pan einzugeben, und sich über dergleichen Verläumdungen zu beschweren. Diesen Vorsatz offenbarte er einem Biber, der der allgemeinen Meynung keinen Beyfall gegeben hatte. Der Biber rieth ihm, er sollte mit seiner Klage zurück bleiben, indem er sagte: er litte ja nichts dadurch, daß Thiere und

Vögel so hohe Gedanken von seiner Macht hätten, und er sollte vielmehr suchen, sie in ihrem Aberglauben zu bestärken. Er sagte ferner: Wäre ja jemand, der Ursache hätte, sich darüber zu beschweren, so müßte es der Waldgott Pan seyn; dessen Regiment damit eingeschränket würde, indem sie ihm ein solches mächtiges Wesen an die Seite setzten, welches ebenfalls Theil an der höchsten Regierung hätte. Aßidämon folgte dem Rathe des Bibers, und begriff es, daß er seine Rechnung dabey fände, wenn die Thiere und Vögel in ihrem vorigen Aberglauben blieben.

Diese Fabel kann denen Leuten zur Lehre dienen, welche dem Teufel eine so grosse Gewalt beymessen, und ihn fast zum Mitregenten Gottes machen. Dergleichen Lehrsätze nähern sich dem Manichäismo, oder der Meynung von zwey independenten einigen Wesen.

Die 41. Fabel.

Die Nachteule.

Einige beschwerten sich über die Nachteule, daß sie ihre Stimme des Nachts so oft hören liesse, und sie baten sie, sie mögte doch darinnen Maasse halten. Darauf aber antwortete sie folgendermassen: Ich habe zwar selbst keine Lust daran, wenn ich singe; aber, was thut man nicht, andern ein Vergnügen zu machen?

Diese Fabel lehret, daß sich ein jeder einbildet, er besitze die größten Eigenschaften, und daß die Eule einen eben so grossen Preiß auf ihre Stimme setzet, als die Nachtigall.

Die 42. Fabel.

Die Katze mit ihren Jungen.

Die Katze schalt einsmals ihre Jungen aus, weil sie so sehr schekerten. Sie sagte: Es muß doch in allen Dingen Maasse gehalten werden; aber ihr führt euch auf, wie die Schalksnarren. Die Jungen antworteten: Wir haben gehört, daß unsere lieben Aeltern in ihrer Jugend sich eben so aufgeführet haben. Die Katze sagte darauf: Das ist wahr; aber ihr sehet ja, daß wir unsere Lebensart nunmehr ganz geändert haben, und daß wir nun ganz ehrbar und ernsthaft sind. Die Jungen antworteten: Wir wollen eben so ernsthaft werden, wenn wir das Alter unserer Aeltern erreichet haben.

Diese Fabel lehret, daß die Aeltern, welche in ihrer Jugend ein unordentliches Leben geführet haben, wenige Ursache haben, ihre Kinder, die ihren Fußtapfen nachfolgen, durchzuhecheln.

Die 43. Fabel.

Die Kälber und der Hirsch.

Einige junge muthwillige Kälber, bey denen ein Hirsch mit einem ausserordentlich grossen Gewenhe vorbey gieng, trieben ihren Spott mit ihm, und rieffen: Hahnreyh! Der Hirsch kehrte sich um, und sagte zu dem Kalbe, welches ihm am nächsten stund: Du denkest nicht nach, mein Sohn! daß dein eigener Vater ebenfals mit einem Horne auf der Stirne versehen ist, und daß du selbst in kurzen eben so werden wirst. Endlich, da sie nicht

auf-

aufhörten zu rufen, sagte der Hirsch: Gewiß, wenn mein Horn ein Beweis meiner Hahnreyhschaft seyn soll: so müsset ihr meiner Frau nachrufen, und sie verspotten, weil sie einzig und allein Schuld daran seyn würde.

Diese Fabel zeiget, daß nichts unbilliger ist, als einen Mann zu verspotten, dessen Frau ihm ungetreu ist. Diesfalls sagt der Poet:

Si ma Femme a failli, qu'elle pleure bien fort,
Mais pourquoi moi pleurer, puisque je n'ai point fort.

Das ist:

Es mag die Frau nur selbst die Hahnreyhschaft beweinen;
Ich bin nicht Schuld daran, warum sollt ich denn weinen?

Die 44. Fabel.
Die Grabschrift einer Elster.

Eine wortreiche Elster, die an Gesprächigkeit keinem Thiere oder Vogel etwas nachgab, und die es mit dem gesprächigsten Barbier unter den Menschen hätte aufnehmen können, gieng endlich mit Tode ab, und ein Biber, der der Waldsatyrikus war, machte ihr diese Grabschrift: Hier ruhet die berühmte Elster = = =, welche den vierten Tag des Monats Kilian im Elephantenjahre, aufhörte, zu schwatzen, das ist: starb.

Diese Fabel lehret, daß man gewisse wortreiche Leute findet, die nicht aufhören zu plaudern, bis sie den Geist auf-

geben, und deren Absterben man mit diesen Worten ausdrücken kann: Desierunt loqui.

Die 45. Fabel.
Von der Katze, die sich mit ihrem Adel brüstete.

Eine Katze brüstete sich einsmals mit ihrem Adel, indem sie vorgab: Die erste Katze wäre aus dem Nasenloche des Löwens auf die Welt gekommen. Ein Tyger, der dieses hörte, sagte darauf: Es wäre zu wünschen, du könntest deinen Adel durch Tugend und Geschicklichkeit beweisen, und nicht durch das Nasenloch des Löwen.

Diese Fabel lehret, daß Hoheit durch Geburt und Herkommen eine blosse Chimäre ist, und nicht der Mühe werth ist, sich damit zu brüsten.

Die 46. Fabel.
Vom Luchse.

Ein Luchs, der im Walde Obervisitator war, verlor einsmals durch ungesunde Feuchtigkeiten das eine Auge. Alle Thiere, insbesondere diejenigen, welche Handelsleute waren, erfreueten sich darüber, indem sie meyneten, er werde nunmehr nicht so scharfsichtig, wie zuvor, seyn. Aber der Fuchs sagte: Ihr thörigten Kreaturen! ihr freuet euch über euer eigenes Unglücke; denn niemand unterscheidet und siehet richtiger, und gleichsam auf ein Haar, als ein Einäugiger. Diesfalls saget man im Sprichworte: Nimm dich vor demjenigen in Acht, der nur ein Auge hat.

Diese

Diese Fabel lehret, daß sich manche über gewisse Begebenheiten freuen, die ihnen doch hernach zum Schaden gereichen.

Die 47. Fabel.

Das Schicksal des Schäfers Damons.

Der Schäfer Damon war eine Zeitlang wegen seiner angenehmen Schriften sowohl bey Menschen, als bey Thieren und Vögeln in Liebe und Ansehen gewesen. Man hörte im Walde täglich von ihm reden, und ihn rühmen, und gewisse Thiere und Vögel konnten ganze lange Stellen aus seinen poetischen Schriften auswendig hersagen. Ja einige seiner Gedichte waren von der Lerche und Nachtigall in die Musik gesetzt und abgesungen worden. Seine Arbeit erwarb ihm endlich eine neue Würde, denn er ward aus dem Schäferstande in den Herrenstand erhoben. Er setzte darauf seine gewöhnliche Arbeit noch lange fort, aber nicht mit dem vorigen Glücke, denn er konnte es niemanden mehr recht machen. Die Schriften, in denen die scharfsinnigsten Thiere, als Luchse, Katzen, Habichte, u. d. g. keine Fehler sehen konnten, wurden nun von den Maulwürfen und andern staarblinden Kreaturen verworfen, und voller Fehler befunden. Da sich nun etliche Thiere über diese Veränderung verwunderten, und nach den Ursachen derselben fragten, sagte der Fuchs: Die Arbeit ist noch immer dieselbe, aber die Person ist nicht mehr dieselbe.

Diese Fabel lehret, was die Eifersucht und Misgunst auswirken kann.

Die 48. Fabel.

Der Viehhirte und die Kuh.

Ein jütländischer Viehhirte, der eine Kuh in die Stadt trieb, begegnete unterwegens dem Landesdommer, der zu Pferde war. Dieser Hirte, so oft die Kuh nicht fort wollte, rief ihr zu: Willst du gehn, Mörlille! * Denn die jütländischen Bauern bedienen sich der Worte: Mörlille und Fårlille sowohl gegen Thiere, als gegen Menschen. Da der Landesdommer dieses hörte: so konnte er sich des Lachens nicht enthalten; er sagte daher: Nennest du die Kuh Mörlille? Worauf der Bauer zur Antwort gab: Ja, Fårlille!

Diese Fabel beweiset, daß ein Wort in den täglichen Reden öfters gemisbrauchet wird. Solchergestalt nennet ein Schweinehirte die Sau im Zorne öfters einen Hund; da doch dieser Titel für ein Schwein zu vornehm ist, so wie der grosse Titel, welchen der Hirte seiner Kuh gab, für dem Landesdommer zu niedrig war.

Die 49. Fabel.

Die Katze philosophirt.

Nachdem die Katze lange Zeit entsetzliche Zahnschmerzen ausgestanden hatte: so mußte sie sich endlich entschliessen, sich die Zähne von einem Storche, der Waldchirurgus war, ausziehen zu lassen. Dieses geschah nicht ohne grosse Schmerzen, und da-

* Das Wort Mörlille heißt eigentlich: kleine Mutter, oder Mütterchen, so wie Fårlille, kleiner Vater, oder Väterchen, heißt. Anm. d. Uebers.

dadurch ward die Katze so niedergeschlagen, daß sie sich entschloß, der Welt zu entsagen, und sich mit ihren Feinden, welche die Mäuse und die Katzen waren, zu vergleichen, zugleich aber allem Fleische und allen harten Speisen absagen. Da der Affe, der eine Zeitlang Tanzmeister gewesen war, aber nunmehr, wegen des Podagras nicht mehr tanzen konnte, den Vorsatz der Katze erfuhr, besuchte er sie, und wünschte ihr Glücke zu ihrem Vorhaben. Aber, da er die Ursache von der Philosophie der Katze erfuhr, sagte er: Ich habe auch alle Eitelkeit auf die Seite gesetzt, uud der Welt den Rücken zugekehrt; denn seitdem ich das Podagra bekommen habe, hat niemand mich tanzen gesehen.

Diese Fabel zeiget, daß die meisten Menschen nicht ehe die Welt verlassen, als bis die Welt sie verlassen hat.

Die 50. Fabel.

Vom Fuchse, der eine Flasche auswendig beleckte.

Ein Fuchs fand eine Flasche auf dem Wege, welche mit Speisen angefüllet war. Weil er nun die Speisen nicht erhalten konnte, denn die Flasche war feste zugemacht, so beleckte er sie auswendig.

Diese Fabel lehret: Wenn wir uns auf solche Wissenschaften legen, welche uns so hoch oder so schwer sind, daß wir uns keine Vollkommenheit darinnen erwerben oder nicht bis ins Innere derselben dringen können: so müssen wir uns mit der Schaale derselben begnügen lassen, und mit dem Fuchse sie nur von aussen belecken.

Die 51. Fabel.

Eine ungereimte Art zu trösten.

Ein Mann hatte durch einen Zufall seine Nase eingebüsset. Verschiedene Freunde kamen zu ihm, um ihn zu trösten, und zu ermahnen: er mögte sich in dieses Unglück mit Gedult ergeben. Aber einer von ihnen meynte, daß eine so allgemeine Art zu trösten nur wenig verschlagen würde, daher ersann er eine andere Art zu trösten, die, wie er glaubte, von bessern Nachdrucke seyn würde. Er sagte: Kein Unglück ist so groß, daß nicht etwas Gutes daraus fliessen könne. Aus diesem Unglücke folget der Vortheil, daß der Patiente dadurch zweyerley Ausgaben, nämlich des Schnupftobacks und der Schnupftücher, entübriget ist.

Es ist glaublich, der Patiente werde durch diesen Trost wenig Linderung erhalten haben.

Die 52. Fabel.

Die Belohnung eines Künstlers.

Ein grosser Künstler meldete sich einesmals bey einem Könige, eine Probe seiner grossen Behändigkeit vor ihm abzulegen, wofür er eine grosse Belohnung erwartete. Die Kunst war diese: Er warf Erbsen durch ein grosses Nadelöhr, und dieses mit solcher Richtigkeit, daß es ihm niemals fehlschlug. Der König mußte sich über diese grosse Behändigkeit verwundern; aber, weil die Kunst so viel Arbeit und eine vieljährige Uebung gekostet hatte, und gleich-

gleichwol ohne Nutzen war: so ließ ihm der König blos einen Scheffel Erbsen verehren.

Diese Historie zeiget, daß diejenigen, welche viel Zeit und Arbeit verschwenden, um in einer unnützen Kunst vortreflich zu werden, sich zwar Bewunderung, aber auch Verachtung, erwerben.

Die 53. Fabel.

Der Hochmuth eines Maulwurfes.

Ich habe den Streit erzählt, der zwischen dem Tyger und Leoparden entstund, und endlich in einen offenbaren Krieg ausbrach; ich habe auch gewiesen, woraus diese Zwistigkeit entstund, nämlich weil ein jedes glaubte, die Sonne würde seinetwegen verfinstert. Da nun diese Historie einige Zeit darnach einem Maulwurfe erzählet ward, sagte dieser: O! welche thörigte und eitle Kreaturen! Hätte ich nur mit ihnen reden sollen, ich hätte diesen blutigen Krieg ohnfehlbar verhindert. Die Finsterniß gieng sie gar nichts, sondern mich ganz allein, an; denn mein ältester Sohn ward an demselben Tage von einem Bauerjungen todt getretten. Dergleichen Zeichen habe ich einigemale bemerket, wenn sich unglückliche Begebenheiten in meiner Familie zugetragen haben; denn etliche Tage vor dem Tode meiner Frau ließ sich ein erschrecklicher Komet am Himmel sehen.

Diese Fabel lehret, daß sich die allerelendeste Kreatur, ja ein Wurm oder eine Milbe, eben so hohe Gedanken, als ein Kayser, von sich selbst machen kann.

Die 54. Fabel.
Das gekrönte Pferd.

In denen Olympischen Spielen, welche vorzeiten in Griechenland gehalten wurden, kämpfte das Volk auf verschiedene Arten miteinander. Einige liefen nach dem Ziele, andere fochten, andere schlugen sich, oder rungen miteinander. Diejenigen, welche sich in diesen Spielen am besten hielten, wurden mit Kronen gezieret. Diogenes, der diese Spiele einigemale mit angesehen hatte, meynte, man müßte blos durch Tugend, und nicht durch Leibesstärke, Ehre erwerben, und Achilles wäre der Ehre nicht würdiger, als ein starker Arbeitsmann, oder als ein Bär. Diesfalls, als er sahe, daß sich einsmals zwey Pferde miteinander schlugen, krönete er dasjenige Pferd, welches die Oberhand behielt.

Diese Historie lehret, daß sich ein Mensch blos durch Tugend und Verstand von einem andern unterscheiden müsse.

Die 55. Fabel.
Der Hund und der Wolf.

Ein Hund foderte einen Wolf zum Zweykampfe heraus. Der Wolf hatte keine Lust dazu, und entschuldigte sich, indem er sagte: Es ist ungewiß, welcher von uns beyden den andern überwinden oder lähmen wird. Wenn ich, um einen Schimpf, der mir wiederfahren ist, zu rächen, gelähmet aus dem Streite zurück käme, so hätte ich Spott und Schaden zugleich.

Diese Fabel lehret, daß nichts thörigters und ungereimters ist,

ist, als Leib und Glieder, um Spottreden oder anderes Unrecht zu rächen, aufs Spiel zu setzen; obschon die Erfahrung lehret, daß unter vernünftigen Leuten nichts gebräuchlicher ist, als dieses.

Die 56. Fabel.

Wodurch die bösen Weiber in die Welt gekommen sind.

Ein Reiter reisete durch einen Wald; daselbst hörte er ein grosses Geschrey, als ob jemand in Noth und Gefahr wäre. Er lief geschwind dahin, wo das Geschrey herkam, daselbst fand er ein Mägdchen, welcher der Teufel Gewalt thun wollte. Der Reiter, der ein mitleidiger Mann war, und das Frauenzimmer gar nicht hassete, eilete, um das Mägdchen zu retten. Er zog seinen Pallasch, um dem Teufel den Kopf abzuhauen; aber weil er im Eifer zu stark ausholte, so hieb er beyden zugleich die Köpfe ab. Diesen Fehler wollte er in aller Eil verbessern. Aber, weil es gegen Abend war, und er folglich beyde Köpfe nicht wohl von einander unterscheiden konnte: so ergriff er aus Irrthum den Kopf des Teufels, und setzte ihn auf den Rumpf des Mägdchens. Man glaubt, daß von ihr die bösen Weiber herstammen.

Die 57. Fabel.

Jupiter besuchet den Wald.

Jupiter ließ einsmals durch den Merkur bekannt machen, daß er im Walde die würdigsten und besten Thie-

Thiere besuchen wollte: diesfalls erwarteten die Löwen, Elephanten, Leoparden, Tyger, und andere Thiere der höchsten und ersten Klasse seine Ankunft. Dazu machten sie grosse Zurüstungen, und wollten den vornehmsten derer Götter bey einer, von denen geschicktesten Schäfern aufgerichteten, Ehrenpforte entgegen ziehen. Jupiter fand sich darauf zuerst bey denen Waldgöttern Pan und Sylvan ein, und befahl ihnen, ihn zu begleiten, und ihm den Weg zu zeigen. Sie führten ihn darauf in zweene Haine, in denen die edelsten Thiere waren, und wo die Götter mit dem meisten Eifer verehret wurden. Die erste Gegend, in welche sie kamen, hieß die **opfernde Gegend**; weil darinnen denen Göttern und Göttinnen tägliche Opfer gebracht wurden. Man sahe den Rauch überall gen Himmel steigen. Jupiter sagte darauf: Hier kann man ja wegen des Rauches nicht fort kommen; ich merke, er fällt mir bereits auf die Brust. Pan versetzte: Das ist der Rauch von denen Opfern, woran die Götter und Göttinnen beständig Gefallen tragen, und worinnen der vornehmste Gottesdienst bestehet. Jupiter aber gab zur Antwort: Wer hat euch dieses eingebildet? Im Himmel wissen wir von keinem Rauche, der würde den Göttern, am meisten aber den Göttinnen, beschwerlich seyn, die gewiß auf ganz andere Art verehret seyn wollen. Pan sagte darauf: Gnädiger Herr! Nicht allein die Thiere, sondern auch die Menschen sehen dergleichen Opfer für den vornehmsten Gottesdienst an. Jupiter versetzte: Daraus merke ich, daß die Menschen eben so thörigt sind, wie die Thiere. Lasset uns daher

eine andere Gegend besuchen! Sie giengen diesfalls weiter fort, und Jupiter hustete unterweges von dem Rauche, der ihm in den Hals gezogen war. Die Wegeweiser führten ihn darauf in die **betende Gegend**. Daselbst hörten sie ein grosses Gemurmel, als wenn man für der Thüre einer Schule stünde. Jupiter fragte, was dieses Sumsen bedeuten sollte? Pan gab zur Antwort: Die Einwohner dieser Gegend beten öfters. Diese gehe ich auch vorbey, sagte Jupiter: denn diese immerwährenden Bitten und Ansuchungen würden mir eben so beschwerlich seyn, als mir der Rauch in der ersten Gegend unangenehm war. Man findet, leider! genung dergleichen Bettler. Ich weiß also keinen anständigen Ort, wohin ich Eure Hoheit führen könnte, sagte Pan: denn die übrigen Einwohner des Waldes bestehen nur aus geringen und verächtlichen Kreaturen. Das heißt nichts, sagte Jupiter, vielleicht sind sie die besten und nützlichsten. Seinem Befehle ward Folge geleistet, und er beehrte also die armseeligsten Kreaturen, als Kühe, Schafe, Pferde, Bienen, Ameisen u. d. g. mit seiner Gegenwart. Er fand auch diese so tugendhaft, nützlich und arbeitsam, ja der Gesellschaft der Thiere eben so nützlich, als die betenden und opfernden Thiere, deren Dienste allein im Gebet und Opfer bestehet, unnütze sind. Er lobete daher diese verachteten Kreaturen, und bestärkete sie in ihrer Arbeitsamkeit; ja bey seinem Abschiede erklärte er sie für die edelsten Einwohner des Waldes.

Diese Fabel lehret, daß diejenigen Menschen, welche man gleichsam für Unkraut hält, in Gottes Augen die

größten

größten seyn können; und daß die Verehrung Gottes nicht in einer äusserlichen Andacht bestehet, vornehmlich wenn die Lebensart nicht damit übereinstimmet: so wie diese so genannten edlen Kreaturen und Zierden des Waldes beschaffen waren, deren Andacht mit Raub, Gewalt und Tyranney gegen andere geringere Thiere verbunden war.

Die 58. Fabel.

Die vernünftige Bitte des Storchs.

Noch vor der Reise Jupiters hatte Apollo den Wald besucht, um das Anliegen der Thiere und Vögel anzuhören. Er tratt in der Residenz des Pans ab, und dahin wurden die Deputirten aller Nationen beschieden. Es fanden sich daselbst die Bevollmächtigten der Löwen, Bäre, Parder, Wölfe, Adler, Habichte u. d. g. ein; von denen ein jeder die Angelegenheiten seiner Nation vortrug. Einige baten um Kraft und Stärke gegen ihre Feinde; andere um Glück auf ihrem Fange und auf ihrer Freybeuterey; andere noch um andere Dinge. Der Bevollmächtigte des Storches allein sagte: er wüßte nichts, warum er zu bitten hätte, indem er nicht wüßte, was ihm und seinen Mitbrüdern dienlich wäre, und dießfalls überließ er denen Göttern, zu thun, was sie für gut fänden. An dieser Rede des Storchs fand Apollo so grosses Vergnügen, daß er sagte: Der Storch soll dieses vor andern Thieren voraus haben, daß er unter Menschen und Thieren stets unangefochten soll leben können. Die andern Thiere hingegen wurden abgewiesen, weil ihre Bitten so schlecht gegründet waren.

Diese

Diese Fabel zeiget, daß die Bitte des Storchs denen Menschen ein Muster seyn soll, wie sie ihr Gebet einzurichten haben.

Die 59. Fabel.

Die Balancerechnung des Fuchses.

Ein Fuchs, der eine Menge Enten im Walde bemerket hatte, legte sich am Wege, den die Enten nehmen mußten, aufs Lauern. An dem Orte, wo er sich versteckte, war eine grosse Dornhecke, in welche sich sein Schwanz so unvermerkt verwickelte, daß er gar nichts davon spürte. Da nun die Enten ankamen, erwischte er eine davon mit der Schnauze, und da die andern die Flucht nahmen, so wollte er ihnen nacheilen. Aber nun merkte er erst, daß er beschnellt war. Er arbeitete daher mit allen Kräften, sich loß zu reissen, dadurch aber gieng der Schwanz in Stücken, und blieb in den Dornen hängen. Er begab sich darauf, voller Scham, mit der Beute, die er bekommen hatte, zurücke. Ein Wolf, der ihm in diesem Zustande begegnete, sagte zu ihm: Mein guter Meister Michel! was du an dem einen Ende gewonnen hast, das hast du an dem andern Ende verloren.

Die Fabel zeiget, daß, wenn die Ausgabe mit der Einnahme zusammen gehalten wird, der Gewinnst der Kaufleute nicht so groß ist, als sie sich oft einbilden.

Die 60. Fabel, oder Historie.

Eine gelehrte Dame in der Versammlung der Gelehrten.

Einige gelehrte Leute hatten sich versammlet, um sich über allerhand philosophische Materien zu unterreden. Ein Frauenzimmer, welche auch studieret hatte, fand sich dabey ein. Einer von ihnen, welcher die Dame nicht kannte, und der Meynung war, sie wollte durch ihre Ankunft ihre gelehrte Versammlung stören, sagte darauf: Quid Saul inter Prophetas? Das ist: Was will Saul unter den Propheten? Sie aber antwortete auf Latein: Quærit Asinos Domini sui. Das ist: Er sucht die Esel seines Herrn.

Diese Historie zeiget, daß man oft eine unerwartete Antwort erhält, wenn man sie am wenigsten erwartet hat.

Die 61. Fabel.

Ein Bauer antwortet einem Soldaten.

Eine eben so unvermuthete Antwort erhielt einsmals ein Soldat von einem Bauer. Ein Bauer stund und begaffte einen Soldaten, der auf dem hölzernen Esel saß. Dieses wollte der Soldat nicht leiden, und sagte daher zum Bauer: Was stehst du Schlingel da, und gaffest mich an? Der Bauer antwortete darauf: Wenn du nicht vertragen kannst, daß ich dich ansehe: so kannst du nur in eine andere Strasse reiten.

Die 62. Fabel.

Die unordentliche Andacht des Fuchses und Wolfs.

Ein Fuchs und ein Wolf, welche eine Zeitlang im Walde Catecheten gewesen waren, und gegen die Sünden, welche unter den Thieren und Vögeln im Schwange giengen, mit grossem Eifer gedonnert hatten, kamen einsmals zusammen, um, nach ihrer Gewohnheit, die Wollüste und Begierden der andern Thiere durchzuhecheln. Aber just, da sie mitten in diesem Enthusiasmo waren, gieng ein Schaf bey ihnen vorbey, darüber vergassen beyde ihre Gesetzpredigten. Der Wolf sagte: Ich will, wegen Kürze der Zeit, meine Rede abbrechen! Der Fuchs sagte: Ich will meine Rede bis auf gelegnere Zeit aufschieben. Hierauf liefen sie beyde der Beute nach. Aber, weil ein jeder die Beute allein haben wollte: so geriethen sie in eine so blutige Schlägerey miteinander, daß einer den andern ums Leben brachte, das Schaf aber durch diesen einheimischen Krieg entkam.

Diese Fabel zeiget, daß manche, ihren eigenen Einbildungen nach, heilige, Leute sich am ersten zu erkennen geben, wenn die Versuchung kommt, und sie eine Probe ihrer Heiligkeit ablegen sollen.

Die 63. Fabel.

Jupiter erfährt, was er nicht wissen will.

Merkur ward einsmals vom Jupiter nach Athen gesendet, um ein Buch einbinden zu lassen. Die-

ses geschah. Aber der Buchbinder legte, aus Irrthum, in Merkurs Ränzel ein anderes Buch von demselben Bande. Dieses enthielt eine häsliche Satire auf Jupitern, in welcher seine unkeuschen Liebesstreiche und ärgerliche Historien beschrieben waren. Er bekam also Dinge zu lesen, die er am wenigsten erwartete.

Diese Fabel zeiget, daß manche, zufälliger Weise, Sachen erfahren, welche ihnen sonst niemand sagen dörfte.

Die 64. Fabel.

Ein altes Weib regieret.

Ein altes knurrichtes Weib hatte die Gewohnheit, das Betragen der Obrigkeit zu kritisiren, und sie schonete die Götter selbst nicht, auf deren Aufführung und Vorsicht sie täglich etwas zu sagen hatte. Dieses erfuhr Jupiter. Darauf befahl er, daß sich dieses alte Weib auf seinen Thron setzen mußte, und er trug ihr das Regiment auf einige Zeit auf. Stracks darnach fanden sich verschiedene Supplikanten mit allerhand Ansuchungen bey ihr ein, von denen immer die eine ungereimter, als die andere, war. Der eine bat um Sonnenschein, wenn der andere um Regen bat; der eine bat um Nordwind, der andere um Südwind, und um andere gegen einander streitende Dinge mehr. Das alte Weib hielt zwar eine Zeitlang ziemlich an sich; allein zuletzt ward sie so ungeduldig, daß sie Stuhl und Schemel nach ihnen warf. Jupiter sagte darauf: Ihr sehet nun, mein liebes Mütterchen! daß es nicht so leicht ist, zu regieren, und alle zufrieden zu stellen,

wie ihr doch zuvor geglaubt habt. Und hättet ihr noch eine Stunde länger regieren sollen: so würde weder Tisch noch Bank im Himmel geblieben seyn.

Diese Fabel lehret, daß es leichter sey, die Obrigkeit zu beurtheilen, als selbst zu regieren, und daß es manchen wie dem Kannegiesser ergehen mögte, welcher sagte: Ich habe nicht geglaubt, daß es so schwer wäre, Bürgermeister zu seyn, bevor ich selbst in den Rath kam.

Die 65. Fabel.

Der Bauer, der Drache und der Fuchs.

Aus dem Bidermann.

Ein Bauer hörte einsmals auf seinem Wege ein klägliches Geschrey, als wenn jemand in äusserster Noth wäre. Er erschrack darüber, und kehrte sich nach der Gegend, wo der Schall herkam. Dieser Ort war eine Höhle, welche mit einem Steine zugemacht war. Da er nun diese Höhle erreichet hatte, so hörte er folgende Worte ganz deutlich: Ach! ist denn niemand vorhanden, der sich über einen elenden Gefangenen erbarmen will, den man unschuldiger Weise in dieses Gefängniß eingeschlossen hat, in welchem ich umkommen muß! Diese Worte wurden so oft und mit einer so kläglichen Stimme wiederhohlet, daß der Bauer zum Mitleiden bewogen ward, und sich vorsetzte, den Gefangenen zu retten. Dieses geschah dadurch, daß er den Stein, welcher vor dem Eingange der Höhle lag, auf die Seite wälzte. Aber, statt eines gefangenen Menschens,

schens, sahe er mit grossem Schrecken einen grossen und häslichen Drachen herauskommen, welcher seinen Rachen sofort weit aufsperrte, um den Bauer zu verschlingen, und dadurch seinen Hunger zu stillen, den er etliche Tage ausgestanden hatte. Der Bauer fiel auf die Knie, und stellte dem Drachen mit beweglichen Worten vor, wie unbillig er solchergestalt mit ihm verführe, da er ihm doch das Leben gerettet hätte; und ob das die Dankbarkeit sey, die er seinem Erretter schuldig wäre? Der Drache schüttelte den Kopf und sagte: Was Dankbarkeit? Diese Tugend findet unter euch Menschen keine Statt. Der Bauer sagte: Er thäte denen Menschen mit diesem Vorwurfe unrecht. Und da sich eben ein altes Pferd sehen ließ: so bat der Bauer, man mögte es in dieser Sache urtheilen lassen. Der Drache war es zufrieden. Aber da die Sache von denen Partheyen mit grosser Wohlredenheit vollständig war vorgetragen worden: so fiel der Richter dem Drachen bey, indem er durch sein Beyspiel erwies, daß keine Dankbarkeit bey denen Menschen zu finden wäre. Er gieng seinen ganzen Lebenslauf durch, erzählte, was für Dienste er seinem Herrn gethan hatte, der ihn nun in seinem Alter durch Hunger umkommen liesse. Der Drache bedankte sich für das gute Urtheil, und öfnete seinen Schlund, den Bauer zu verschlingen. Der Bauer bat aufs neue um sein Leben, indem er vorgab, das Pferd wäre ein partheyischer Richter, und weil er eben einen alten magern Hund erblickte, so appellirte der Bauer an diesen. Der Drache sagte darauf: Wohlan, ich will dir das Maas voll

messen.

messen. Die Sache ward also vor dem neuen Richter abgehandelt, welcher aber die Undankbarkeit seines Herrn mit der schwärzesten Farbe abmalete, und darauf den Ausspruch des Pferdes bestätigte. Diese beyden Urtheile stürzten den Bauer in die äusserste Verzweifelung. Und er würde stracks seyn aufgeopfert worden, wenn sich nicht ein Fuchs eingefunden hätte. Dieser verwunderte sich sehr, einen Drachen und einen Bauer in Gesellschaft anzutreffen, und er fragte nach der Ursache. Der Bauer erzählte darauf dem Fuchs, was ihm begegnet wäre, und bat den Drachen, zu erlauben, daß der Fuchs mögte Richter zwischen ihnen beyden seyn, und er setzte hinzu: er wollte alsdann nicht mehr um sein Leben bitten, wenn der Fuchs mit der Meynung der vorigen Richter übereinstimmte. Der Drache wollte dieses lange nicht eingehen, zuletzt aber bequemte er sich doch dazu, weil er glaubte, er wäre eines günstigen Urtheils gewiß genung. Nachdem nun der Fuchs zum Richter, doch ohne weiteres Appelliren, war angenommen worden, zog er zuerst den Bauer auf die Seite, und fragte ihn, was für Belohnung er haben sollte, wenn er ihn retten würde? Der Bauer versprach ihm einen freyen Eingang in seinen Hof, nebst dem Ober- und Untergerichte über seine alten und jungen Hühner, Enten, Gänse u. d. g. Da der Bauer dieses Gelübde mit einem Eid versiegelt hatte, begab sich der Fuchs zum Drachen, und sagte zu ihm: Er zweifelte nun an der Richtigkeit der Sache nicht mehr, aber es wäre nöthig, daß man, bevor er ein gegründetes und gesetzmäßiges Urtheil spräche, sich zurück ver-

fügte, um die Höhle in Augenschein zu nehmen. Sie verfügten sich darauf alle drey zurück, und da sie an die Höhle gekommen waren, sagte der Fuchs: Der Bericht, der mir von dieser Sache ist ertheilet worden, kommt mir ganz unglaublich vor; denn ich kann nicht begreifen, daß in dieser Höhle Raum für einen so grossen Drachen wäre. Ich will dir zeigen, sagte der Drache, daß der Raum für mich groß genung ist. Er kroch darauf in die Höhle, um den ungläubigen Richter zu überzeugen. Allein, kaum war er darinnen, so gab der Fuchs dem Bauer ein Zeichen, damit er den Stein wieder vor die Höhle wälzte. Dieses geschah, und der Drache fieng an, sich wieder eben so jämmerlich anzustellen, wie zuvor; aber vergebens. Der Bauer verließ nunmehr den Fuchs nach abgelegter Danksagung und Erneuerung seines Gelübdes. Aber, da er zu Hause war, und dieses schädliche Gelübde überlegte, beschloß er, solchem keinesweges nachzukommen, und, nachdem er in diesem Vorsatze von seiner Frau war bestärket worden, so bewafnete er sich gegen die Ankunft des Fuchses, und empfieng seinen Wohlthäter solchergestalt, daß er kaum mit dem Leben davon kam. Der Fuchs sagte darauf: Niemals kann ein Richter schlechter besoldet werden. Keine Geschichte kann die Undankbarkeit der Menschen stärker als diese beweisen; denn daß der Drache Recht hat, dieses können mein Rücken und meine Glieder bezeugen.

Diese Fabel lehret, daß die Wohlthaten gemeiniglich entweder vergessen oder schlecht belohnet werden.

Die

Die 66. Fabel.

Von einem adelichen Pferde.

Unterschiedene Pferde, kleine und grosse, wurden auf den Markt geführt, um sie zu verkaufen. Unter diesen waren zweene, die einem Pferdehändler zugehörten. Das eine war frisch, stark und wohlgemacht, das andere sah schlecht aus, war mager und krank. Diese beyden wurden folglich für einen ungleichen Preis verkauft, und zwar das erste für 500, das andere für 10. Gulden. Jenes war dem Stalle des Königs, dieses einer Mühle bestimmt. Ueber ein so ungleiches Verfahren beschwerte sich dieses letztere, indem es vorgab, es wäre sehr unbillig, daß man mit einer so edlen Kreatur solchergestalt verführe, die ihre Ahnen vom Pegasus herrechnen könnte, von dem es in gerader Linie abstammte, und die also, der Geburth nach, keinen andern Thiere etwas nachgäbe. Das andere Pferd hingegen, fuhr es fort, ist auf einem Dorfe von geringen Bauerpferden gezeuget worden. Der Kauffmann sagte darauf: Wir Kaufleute geben uns damit keine Mühe, das Geschlechtregister zu untersuchen; wir bekümmern uns nicht darum, wer deine Aeltern und Voraltern gewesen sind, sondern wir untersuchen, wie du selbst beschaffen bist. Wir sehen nicht darauf, wo ein Pferd gebohren, sondern von welcher Güte der Wuchs desselben ist.

Diese Fabel lehret, daß man auf die Gebürth und den Stamm einer Person keinen so hohen Preis, als auf die Tugend derselben, setzen müsse. Der Adelstand ohne Tugend ist eine blosse Chimäre.

Die 67. Fabel.
Der Esel ein Bibliothekarius.

Ein Esel bemühte sich einsmals, Bibliothekarius zu werden. Die Ursachen, mit denen er sein Ansuchen unterstützte, waren diese: Er führte an, er hätte sich in der Umziehezeit gar oft brauchen lassen, Bücher von einem Orte zum andern zu tragen. Er zeigte seinen Rücken, der von dergleichen Lasten schadhaft geworden war, und dieses hätte verursachet, daß er seine Gesundheit bey einer Arbeit zugesetzet hätte, die zur Respublica literaria gehörte. Aber er erhielt, wie man leicht denken kann, eine abschlägige Antwort, und ward schimpflich abgewiesen. Da sich dieses im Walde ausbreitete, trieben die andern Thiere ihren Spott mit ihm, unter andern sagte der Kukuck zu ihm: Meynst du, man werde aus den Eseln Bibliothekarios machen? Meynest du, es sey genung, ein Buch getragen oder einen Band gesehen zu haben? Der Esel antwortete darauf: Ich habe doch von vielen Leuten reden hören, welche keine andere Beweisgründe ihrer Gelehrsamkeit angeben können, als ihre grossen und zahlreichen Bibliotheken, die sie sich nur zum Staate, aber nicht zum Lesen, angeschaffet hatten. Und weil ich diese Umstände wußte: so meynete ich, ein vierbeinigter Esel wäre auf diese Weise eben so gut, als ein zweybeinigter.

Diese Fabel lehret, daß niemand seine Gelehrsamkeit durch eine Bibliothek beweisen könne. Diesfalls sagte ehemals ein Philosoph, als er in eine grosse Bibliothek kam, die sich der Besitzer blos zum Staate angeschaffet hatte: Saluete libri sine magistro!

Die 68. Fabel.

Die seltsamen und gegen einander streitenden Lehren unter den Thieren.

Unter unterschiedenen seltsamen und gegen einander streitenden Lehren, die unter denen Thieren bekannt waren, befanden sich vornemlich zwo, und diese richteten die größte Trennung im Walde an. Die alte so genannte orthodoxe Lehre, die lange unangefochten geblühet hatte, war diese: Jupiter habe gewisse Kreaturen zur Glückseeligkeit und andere zum Leiden bestimmt; man müsse das Böse so wohl als das Gute ganz allein seinem Willen und Gefallen zuschreiben; ingleichen, er wäre Zorn, Rachbegierde, Partheylichkeit und verschiedenen tadelnswürdigen Leidenschaften unterworffen. Diese Lehre, welche die so genannte Orthodoxe genennet ward, und die herrschende war, ward endlich von andern angefochten, die in eine andere Ausschweifung gefallen waren; denn sie läugneten die Wirklichkeit Jupiters und anderer Götter. Diese Streitigkeiten dauerten sehr lange. Endlich, da sie so weit gekommen waren, daß der Waldfürste Pan einen einheimischen Krieg befürchten mußte: so ließ er diese Sache dem Jupiter vortragen, mit dem Verlangen: er mögte durch seine Entscheidung zu erkennen geben, welche Lehre am meisten gefährlich und tadelnswürdig wäre. Jupiter war dabey nicht wenig in Unruhe. Er rief die Götter zusammen, um ihr Bedenken anzuhören. Einigen unter ihnen schien die Sekte am meisten verdammlich zu seyn, welche den Jupiter zu einem Non ens machen wollte,

te, andere hingegen waren anderer Meynung, insbesondere Momus, welcher sagte: Ich kann einigermaassen vertragen, daß die irrdischen Kreaturen sagen, es wäre gar kein Momus, aber keinesweges, wenn man ihn für einen Tyrannen hielte, oder ihm mancherley Fehler und Laster beymessen wollte. Jupiter stutzte darüber, und hielt dafür, es wäre das sicherste, die Sache unentschieden zu lassen.

Die 69. Fabel.

Pans Rangverordnung.

Ausser denen Streitigkeiten in der Lehre, die unter denen Thieren im Walde herrscheten, gab es noch andere, welche aus der Hoheit und Ehrbegierde entstunden. Die so genannten edlen Thiere konnten nicht vertragen, daß die geringern auf eine Gleichheit drungen. Diesfalls hielten diejenigen, welche sich zur vornehmsten Klasse rechneten, nämlich die Löwen, Leoparden, Tyger, Elephanten, Adler, Habichte, u. d. g. eine allgemeine Versammlung, die sie den Herrn- oder Rittertag nennten, um darüber Rath zu halten. Dieser Rittertag ward am Ende des Monats Kaska im Schlangenjahre gehalten. Daselbst beschwerten sie sich sämtlich über den Hochmuth der geringern Thiere, welcher, wie es hieß, so weit gieng, daß alle, bis auf die Schweine, Schafe und Esel, sich einbildeten, Sonne und Mond schienen sowohl ihrent- als der edlen Thiere wegen, und daß der Himmel Regen gäbe, der Wind aber die Luft sowohl des Esels als des Lö-

wens wegen reinigte. Diese und dergleichen Meynungen, sagten sie, wären unerträglich zu hören. Ein Löwe tratt darauf auf, und sagte: Das ist noch nicht genung. Eine Maus und eine Ratte dörfen sich so gar unterstehen, mir und meinen Mitbrüdern auf höhnische Art überlästig zu werden. Der Tyger sagte: Eine Fliege träget kein Bedenken, sich oft in meine Nasenlöcher zu setzen, und wenn man fragt, warum sie so dreuste ist, sich gegen Leute meines Standes so naseweis aufzuführen, so antwortet sie: Ich bin eben so gut, als du bist. Der Elephante zeigte seinen Rüssel, der von etlichen Bienen, bey deren Schwarme er vorbey gegangen war, sehr übel war zugerichtet worden. Das Krokodill beschwerte sich über ein kleines geringes Thier, welches Ichnevmon genennet wird, und seine Eyer gänzlich verderbte. Nachdem nun diese und andere Klagen über den Hochmuth und über die Ehrbegierde der geringen Thiere waren angehöret worden, beschloß der versammlete Ritterstand, ein Memorial an den Pan aufzusetzen, worinnen sie verlangten, der Waldfürste mögte durch sein Ansehen eine Rangverordnung ausschreiben, nach welcher sich alle und jede richten könnten, und woraus die geringern Thiere zu erlernen hätten, welche Ehrerbietung sie denen edlen Kreaturen schuldig wären. Dieses geschah. Pan kam ihrem Begehren nach, und ließ eine Rangverordnung ausgehen. Er fand aber für billig, sich nicht auf ein äusserliches Ansehen, oder auf Geburth zu gründen, sondern vielmehr auf der Thiere innerlichen Werth, Tugend und Fleiß, wodurch sie sowohl andern Thieren als

Men-

Menschen Nutzen und Vortheile erwerben. Diese Verordnung lautete folgendermassen:

Rangverordnung im Walde.

Erste Klasse.

1. Unsere Bienen und Seidenwürmer.
2. Unsere Schafe.
3. Unsere Kühe.
4. Unsere Ziegen.
5. Unsere Pferde und Mutterpferde.

Zweyte Klasse.

1. Unsere Dromedarien, Kameele und Esel.
2. Unsere Bullen und Ochsen.
3. Unsere Katzen.

Dritte Klasse.

1. Unsere Schildkröten.
2. Unsere Hühner, Enten und Gänse.
3. Unsere Biber.
4. Unsere Tauben.
5. Unsere Störche.
6. Unsere Hähne.
7. Unsere Falken, Jagd- und Viehhunde.

Vierte Klasse.

1. Unsere Ameisen.
2. Unsere Spinnen und andere künstliche Fabrikanten.
3. Unsere Nachtigallen, Lerchen und andere musikalische Vögel.

Fünf-

Fünfte Klasse.

Unsere Löwen, Tyger, Elephanten, Bäre, Leoparden, Wölfe, Adler, Habichte, Mäuse, Ratten, Schlangen, Kröten, Wandläuse u. s. f. jede nach ihrer Anciennität.

So grosse Freude diese Rangordnung unter den geringen Thieren und Vögeln erweckte, so grosse Bitterkeit verursachte sie unter den so genannten edlen Kreaturen, welche durch heftige Foderungen ihr Misvergnügen zu erkennen gaben. Aber Pan ließ ihnen vorstellen und sagen: Was ich geschrieben habe, das ist geschrieben. Ich meyne, daß diese Verordnung so billig ist, daß ihr auch Jupiter Beyfall ertheilen wird, und daß auch Momus selbst nichts dagegen wird einzuwenden haben. Doch, damit ihnen alle Gelegenheit, ihm übels nachzureden, benommen würde, so ließ er hiernächst eine Erklärung darüber folgenden Inhalts bekannt machen: Die Bienen und Seidenwürmer wären diesfalls an die Spitze der ersten Klasse gesetzt worden, weil sie nicht allein nützliche, sondern auch künstliche Arbeiter wären; die Schafe, welche gleich nach jenen folgten, weil sie die Menschen kleideten und speiseten. Kühe und Ziegen gäben Milch; Pferde und Stuten liessen sich zu allerhand Arbeit gebrauchen. Die Thiere in der andern Klasse, nämlich Dromedarien, Kameele, Esel, Bullen und Ochsen brauche man zur Arbeit und die Erde zu bestellen, die Katzen aber die Häuser von Mäusen und andern unnützen Zeuge zu reinigen. Die Thiere in der dritten Klasse hätten auch einigen Nutzen;

tzen; der Storch reinigte den Krautgarten, der Hahn wäre der Wächter des Waldes, der Falke und gewisse Hunde würden zur Jagd gebraucht. Die Ameisen und Spinnen wären in die vierte Klasse gesetzt worden; jene wegen ihrer oeconomischen Weisheit, diese aber wegen ihrer künstlichen Arbeit; welche, ob sie schon keinen Nutzen hätten, doch Verwunderung verursachten, daß man sie daher mit den Poeten, Malern, Kupferstechern, Bildhauern und andern grossen, obschon unnützen, Künstlern unter den Menschen, vergleichen könnte. Die Nachtigall und Lerche aber wegen ihres lieblichen Gesanges, welcher die andern Kreaturen belustiget. Die andern Thiere und Vögel hingegen, welche ohne Unterschied in der niedrigsten Klasse stehen, sind von der Gattung, daß sie, so lange sie leben, entweder unnütze oder schädlich sind. Diese Verordnung ward hernach vom Jupiter bestätiget, welcher keine weitere Veränderung darinnen machte, als daß er denen Elephanten in der vierten Klasse eine Stelle gab, und man findet sie in der andern und verbesserten Ausgabe der Verordnung daselbst auf diese Art eingeführt.

Diese Fabel zeiget, wie eine Rangverordnung nach der natürlichen Billigkeit einzurichten ist.

Die 70. Fabel.

Der Affe, ein Sittenlehrer.

Ein junger Affe ward einsmals von seinem gewöhnlichen Paroxysmus überfallen, so, daß er von einem Eyfer entzündet ward, die lasterhaften Wollüste

lüste und Thorheiten, die im Walde im Schwange giengen, zu reformieren und durchzuziehen. Da er nun einsmals in dieser Verrichtung begriffen war, näherte sich ihm ein Fuchs, der einer von seinen Zuhörern war, und sagte: Mein guter Morten! wie bist du zum Catechisiren gekommen? Der Affe antwortete: Hast du etwas auf meine Lehren zu sagen? Sind sie nicht gut gegründet? Der Fuchs sagte darauf: Die Lehren können gut genung seyn, wenn nur der Lehrer kein Affe wäre.

Diese Fabel lehret, daß nichts lächerlichers ist, als wenn man siehet, das thörigte, närrische und ungesittete Leute catechisiren, und Bekehrer vorstellen, und wenn man einen Trunkenbold gegen die Trunkenheit, einen Narren gegen die Thorheit, und einen Schwelger gegen die Wollust predigen höret.

Die 71. Fabel.

Der Löwe, die Schlange und der Maulwurf.

Da der Löwe einsmals von einer Schwachheit angegriffen ward, so ließ er eine Schlange rufen, die man für den größten Arzt hielt. Die Schlange wandte alle ihre Kunst an, aber vergebens; denn die Gesundheit des Löwens ward durch ihre Arzteneyen weder schlechter noch besser. Die Schlange mußte diesfalls von den andern Thieren sehr viel ausstehen; aber niemand redete mit grösserer Verachtung von ihrer Kur, als der Maulwurf, welcher, ob er schon der Arzteneykunst ganz und gar nicht kündig war, sich doch unterstund, zu sagen: wenn der Löwe

sich seines Rathes bedienet hätte, so würde er längst wieder hergestellet seyn. Dieses erfuhr der Löwe, worauf er der Schlange ihren Abschied gab, und den Maulwurf dafür annahm. Niemand kann sagen, was für Medikamente der letzte Dokter gebrauchte. Das aber ist gewiß, daß der Löwe durch ihn völlig wieder gesund ward, und daß der Maulwurf dadurch in so grosses Ansehen kam, daß die Schlange selbst kein Wort dagegen sagen dorfte; sie ließ sich nur daran begnügen, daß sie ihren Freunden insgeheim sagte: Die Kur des Löwen müsse man blos der Zeit, aber nicht der Person zuschreiben, denn der Maulwurf ward just zu der Zeit angenommen, da die Krankheit ausgeraset hatte, und die Natur anfieng, selbst zu wirken. Dieses begriffen einige wenige vernünftige Thiere, so daß sie dieses, wenn einer auf diese Art kuriret ward, sprüchwortsweise: eine Maulwurfskur, nennten. Aber die meisten folgten dem Strome, und der Maulwurf, der nichts dabey gethan hatte, erhielt den Titel eines Hofarztes.

Diese Fabel lehret, daß der elendeste Quacksalber oft die größte Kur verrichtet, blos diesfalls, weil er der letzte Dokter ist.

Die 72. Fabel.

Warum sich der Vogel Phönix fast niemals sehen läßt?

Ein Rabe und eine Krähe unterredeten sich einsmals mit einander über verschiedene seltene Materien, unter andern auch vom Vogel Phönix, von

seiner

seiner Gestalt, von seinen Eigenschaften, insbesondere aus welcher Ursache sich dieser Vogel so selten sehen liesse? Da sie bey dieser Materie waren, näherte sich ihnen ein Papagoy, von welchem, weil er in dem Lande gebohren war, wo sich der Phönix aufhielte, sie glaubten, Licht zu erhalten, und diesfalls baten sie ihn: er mögte ihnen doch die Ursache sagen, warum dieser Vogel sich so selten sehen liesse? Der Papagoy antwortete: Davon kann man unterschiedene natürliche Ursachen anführen. Die erste ist, daß dieser Vogel nirgends vorhanden ist. Da sie dieses hörten: so baten sie ihn, er mögte nur die übrigen Ursachen vor sich behalten, sie hätten an der ersten bereits genung.

Diese Fabel lehret, daß die Menschen sich oft über eine Sache unterreden, und darüber streiten, bevor sie sich um die Wirklichkeit derselben bekümmert haben.

Die 73. Fabel.
Der Fuchs, ein Wahrsager.

Ein Fuchs, der arm geworden war, sann auf unterschiedene Künste, mit denen er sein Brod verdienen könnte. Da er nun merkte, daß einige Wahrsager unter denen Menschen blos durch ihre Wahrsagereyen Weib und Kinder ernähren konnten: so nahm er sich vor, dieses Handwerk unter denen Thieren zu treiben. Da ihm nun unter unzähligen Prophezeyhungen einige fehl schlugen, einige aber eintrafen: so gieng es ihm, wie verschiedenen andern Wahrsagern, daß er nämlich in Ansehen kam, und gute Nahrung hatte. Dieses er-

weckte ihm unter seinen Mitbrüdern Misgunst, und ein anderer Fuchs nahm sich vor, ihn zu beschämen, und ihm seine Nahrung zu beschneiden. Dieser gab sich gleichfalls für einen Wahrsager aus, und wahrsagete mit solchen Umständen, daß alle Thiere die Augen auf ihn warfen. Unter andern Prophezeyhungen war auch diese: der alte Wahrsager würde im vierten Monat des itztlaufenden Jahres durch Gift ums Leben kommen. Der erste Fuchs ward hierüber sehr bestürzt, und er entschloß sich, in diesem unglücklichen Monate weder etwas zu essen, noch zu trinken. Aber, da dieses Fasten zu lange daurete, fiel er endlich aus Hunger in eine Krankheit, und starb. Da sich diese Historie ausbreitete, machte ihm einer diese Grabschrift: **Hier ruhet Michel, welcher aus Furcht, durch Gift umzukommen, sich durch Hunger ums Leben brachte.**

Diese Fabel lehret, daß man, einen Fuchs zu beschnellen, einen andern Fuchs dazu gebrauchen müsse. Denn es heißt: Cum Vulpibus vulpinando. Das ist: Mit Füchsen muß man Füchse fangen.

Die 74. Fabel.

Die Ursache der Feindschaft zwischen dem Wolfe und Hunde.

Ein Kameel, als es sahe, daß ein Wolf und ein Hund einander mit solcher Hitze angriffen, daß sie sich beyde umbrachten, fragte ein Pferd um die Ursache der beständigen Feindschaft zwischen dem Hunde und Wolfe? Es meynte, daß keine Kreaturen mehrere Ursache hätten, miteinander in Freundschaft

zu leben, als eben diese, indem sie sich in der Gestalt, in der Stimme und in andern Dingen so ähnlich wären, daß man auch denken sollte, sie wären von einem Geschlechte und von einem Stamme. Das Kameel antwortete darauf: Just diese ihre Aehnlichkeit verursacht diese Ungleichheit der Gemüther. Man saget diesfalls, daß kein Haß grösser sey, als der Haß der Brüder.

Diese Fabel zeiget, daß dasjenige, was der größte Bewegungsgrund zur Freundschaft und Einigkeit seyn sollte, insgemein der größte Zunder zur Feindschaft ist. Denn es heißt: Figulus figulum odit.

Die 75. Fabel.

Die Fischotter kurirt.

Ein Wolf ward einsmals von einem hitzigen Fieber angegriffen. Die Fischotter bot ihm darauf ihre Dienste an, mit der Versicherung: sie wollte das Fieber in wenigen Tagen vertreiben. Der Wolf unterwarf sich auf diese Versicherung ihrer Kur; aber den Tag darnach starb er. Dadurch entstund zwischen der Fischotter und den Anverwandten des Verstorbenen ein Proceß; denn diese bestunden darauf: die Arztenev habe ihn aus der Welt geschafft. Die Fischotter hingegen meynte, sie habe ihrem Versprechen Folge geleistet, und diesfalls habe sie ihre Bezahlung verdient. Sie sagte: Der Patiente starb zwar, aber das Fieber verließ ihn in der bestimmten Zeit.

Diese Fabel zeiget, daß auf diese Art die größten Krankheiten zu kuriren sind. Ja diese Kur schläget niemals fehl.

Die 76. Fabel.
Die Elster, ein Redner.

Eine Elster lud einsmals verschiedene Thiere und Vögel ein, um eine Rede anzuhören. Die Rede war zierlich; aber sie war mit weitläuftigen Einschiebseln und Ausschweifungen angefüllt, die zur Materie oft gar nicht gehörten. Da sie mitten in der Rede auf eine weitläuftige Ausschweifung verfallen war, und sie zu Ende gebracht hatte, mußte sie ihre Zuhörer fragen: wo sie geblieben war? Aber da diese sowohl, als sie selbst, sich dessen nicht erinnern konnten: so hatte die Rede ein Ende.

Diese Fabel zeiget, was einer Rede anstößig ist, und wofür sich ein Redner zu hüten hat.

Die 77. Fabel.
Der bürgerliche Krieg der Ameisen.

Zweene nachbarliche Ameisenhaufen geriethen einsmals in eine hitzige Uneinigkeit mit einander, die in einen offenbaren Krieg ausbrach. Die Ursache dieser Zwistigkeit ist nicht bekannt, indem man in der Kronike des Waldes nichts davon findet. Man versäumet oft, die allerwichtigsten Dinge aufzuzeichnen, da man hingegen von nichts bedeutenden Sachen weitläuftige Beschreibungen findet. Doch die Ursache der Zwistigkeiten zwischen diesen friedsamen Thieren sey, welche sie wolle: so ist doch dieses gewiß, daß sie zuletzt in eine offenbare Fehde ausbrach: so daß der Krieg solenniter erkläret ward, und ein jeder dieser Ameisenhaufen gab zu erkennen,

der andere müßte Rechenschaft für alles unschuldige Blut, das vergossen würde, geben. Aber just, da beyde Kriegesheere in Ordnung gestellt waren, und das Zeichen zum Angriffe gegeben war, trug sich eine Begebenheit zu, welche dem Kriege ein Ende machte, und diese war folgende: Ein Hirte, der nicht weit von der Wahlstatt lag, und schlief, ließ zu derselben Zeit, mit Erlaubniß! einen streichen. Beyde Kriegesheere wurden dadurch so erschrecket, und weil sie meynten, dieses wäre ein Donnerschlag, mit welchem ihnen, wegen ihrer Uneinigkeit, gedrohet würde: so folgte auf den Schrecken die Andacht, so daß sich beyde Partheyen zum Vergleiche bequemten.

Diese Fabel lehret, daß die größten Bewegungen oft durch die kleinsten und geringsten Zufälle entstehen und gestillet werden. Zu Peter Paarses Zeit entstunde durch diesen Zufall ein Krieg, hier aber wird ein Krieg dadurch beygelegt.

Die 78. Fabel.
Vom Esel, der den Mond verschlang.

Einige Leute schöpfeten einsmals Wasser aus einem Brunnen, und weil zur selbigen Zeit der Himmel klar und Mondschein war: so sahen sie den Schatten des Mondes im Wasser. Da sie den Brunnen verliessen, näherte sich ihm ein Esel, um daraus zu trinken; aber just damals ward der Mond am Himmel mit einer Wolke bedeckt, und es ward dadurch ganz finster. Die einfältigen Leute bildeten sich darauf ein, der Esel habe den

Mond verschlungen, den sie vor kurzen im Brunnen gesehen hatten. Alles gerieth sofort in Bewegung. Der Esel ward ergriffen, und aufgeschnitten, um den Mond aus seinem Gefängnisse zu erlösen. Diese Operation war kaum geschehen, so gieng die Wolke vorbey, und der Mond ließ sich am Himmel wieder sehen. Dieses bestärkte sie in der Meynung: der Mond sey inzwischen in dem Bauche des Esels verborgen gewesen.

Die Richtigkeit dieser Historie bezeiget ein bekannter Skribent, und man kann sie nicht gänzlich für unglaublich halten; denn man hat Exempel, daß ganze gesittete Völker fast auf eben so thörigte Meynungen verfallen sind. Die alten Griechen und Römer schrieben die Verfinsterung des Mondes gewissen Zauberkünsten zu, und die Chineser glauben noch itzt, der Mond werde von einem Drachen verschlungen.

Die 79. Fabel.

Von einem Manne, der sich ersäufen wollte.

Ein junger Kerl, vom Kummer überwältiget, war seines Lebens überdrüßig, und beschloß daher, sich selbst zu ersäufen. Da er nun in diesem verzweifelten Vorsatze ans Wasser kam, vermissete er seinen Hut, den er vergessen hatte. Er lief daher stracks zurück, um ihn zu holen; aber indem er den Hut suchte, stellte sich seine Vernunft wieder ein; worauf er sich bedachte, und seinen Vorsatz fahren ließ.

Diese Fabel zeiget, daß man grossem Unheil vorkommen kann, wenn

wenn man nur einer starken Leidenschaft etwas Zeit lässet, auszurasen. Dieses nahm der Kannegiesser in der Komödie in Acht, und darum zählte er bis auf zwanzig, wenn er zornig war.

Die 80. Fabel.

Eines angeklagten Weibesbildes Entschuldigung.

Ein Weibesbild, die sich hatte beschlaffen lassen, ward zum Stadtvogt gebracht, und von ihm befragt. Sie konnte die That zwar nicht läugnen, sie suchte sie aber zu entschuldigen. Diesfalls, als sie der Stadtvogt fragte: ob sie ganz nackend bey dem Kerl im Bette gelegen hätte? gab sie zur Antwort: Nein! Ich hatte meine Haube auf. Aber der Stadtvogt ließ sich durch diese Entschuldigung nicht bewegen, die Busse zu mäßigen.

Diese Fabel zeiget, daß man nichts damit gewinnet, wenn man seiner Sache ein Färbchen anstreichen will, und daß man seine Keuschheit durch keine Haube beweisen kann.

Die 81. Fabel.

Die Art und Eigenschaft der Käsemilben.

Es ist bekannt, daß sich zu den Zeiten, da alle Kreaturen mit Verstand und mit dem Gebrauche der Sprache begabet waren, der Löwe der Gewalt über alle vierbeinichte Thiere, der Adler über die Vögel und der Drache über alle kriechenden bis auf

die kleinsten Würmer angemasset hatten. Man hatte Beschreibungen von eines jeden Volkes Art und Eigenschaft erlanget. Nur die kleinen Milben allein, die in dem Käse wimmeln, waren bisher, als die verachtesten, noch unbekannt gewesen. Diesfalls setzte sich ein wissensbegieriger Drache vor, sie zu erforschen, und fertigte zwo Regenwürmer als Missionarien ab, um sich nach dem Zustande dieses Volkes so genau zu erkundigen, daß sie bey ihrer Zurückkunft einen ausführlichen Bericht davon abstatten könnten. Bemeldete Missionarien schlichen sich darauf in die Speisekammer eines Bauren, weil sie erfahren hatten, daß darinnen lange Zeit ein Käse gelegen hatte, der voller Milben war. Bey der Ankunft der Regenwürmer wurden die Milben sehr erschreckt, denn ein einziger Regenwurm war so groß, daß er viere ihrer grösesten Dörfer bedecken konnte. Aber, als die Würmer ihnen zu erkennen gaben, sie wären als Freunde zu ihnen gekommen, blos in dem Vorsatze, sich nach ihrer Lebensart zu erkundigen, und ein Licht davon zu erhalten: so setzten die Milben alle Furcht bey Seite, und machten sich so genau mit diesen Deputirten bekannt, daß diese dadurch eine vollkommene Kenntniß der ganzen Nation erhielten, und im Stande waren, einen ausführlichen Bericht davon nach ihrer Zuhausekunft abzustatten. Der Bericht enthielt folgende Merkwürdigkeiten: Die Milben wußten von keinem Regimente zu sagen, sie lebten im natürlichen Stande ohne Subordination; blos die Kinder erzeigten den Aeltern Ehrfurcht. Die meisten unter ihnen glaubten, der Käse des Bauers wäre die

grosse weite Welt, weil sie darauf leben konnten, und er einige Millionen Milben ernährte. Einige derselben meynten auch, dieser Käse, den sie die Welt nennten, wäre von Ewigkeit gewesen, und er würde auch in Ewigkeit fort dauern. Allein, diese wurden von den meisten für Ketzer gescholten, und unter den Milben dafür angesehen, wofür man unter den Menschen vor einiger Zeit die Spinosisten ansahe; denn die meisten glaubten, die Welt oder der Käse wäre erschaffen, und er würde auf dieselbe Art vergehen, wie er ihnen itzt zur Speise diente. Doch niemand bekümmerte sich, zu erforschen, wer sie geschaffen hätte. Sie hatten blos dieses mit andern Thieren und den meisten Menschen gemein, daß sie glaubten, ihre Welt wäre blos ihrentwegen erschaffen. Die beyden Mißionarien bemüheten sich, ihnen dieses zu erläutern, und zu zeigen, wie und von wem ihre vermeynte Welt erschaffen war, nämlich von einem zweybeinigten Thiere, womit sie die Milchmagd des Bauern bemerkten. Dieser Satz ward von den meisten verlacht; sie sagten: es könnte nichts ungereimters seyn, und nichts könnte mit der gesunden Vernunft so sehr streiten, als wenn man glaubte: es könne irgend ein Wesen groß und mächtig genung seyn, einen so erschrecklichen Klumpen zu erschaffen, welcher einige Millionen ansehnlicher Kreaturen, wie sie, ihrer Meynung nach, waren, in sich fassen und ernähren könnte. Denn sie sahen die beyden Regenwürmer, wegen ihrer Grösse, für Monstra an. Gleichwol fanden sich einige, die an dieser Lehre Geschmack bekamen, und sie endlich, aus Hochachtung gegen die Lehrer,

annahmen. Da die Regenwürmer bemerkten, daß eine Maus oder Ratte einige Stücke von dem Käse abgenaget hatten: so fragten sie ferner: ob sie nichts davon verspüret hätten? Sie sagten darauf: sie hätten bemerket, daß ganze grosse Provinzen mit allen ihren Einwohnern, eine nach der andern, verschwunden wären, aber wodurch dieses geschehen sey, könnten sie nicht wissen. Die Regenwürmer sagten darauf: es wäre, ausser ihrer Schöpferinn, noch ein anderes böses, aber mächtiges Wesen vorhanden, nämlich ein Feind, von ihnen und von ihrer Schöpferinn, und dieser arbeitete an ihrem Untergange. Auf diesen Bericht ward unter den Milben der Lehrsatz von zwey independenten principiis angenommen, nämlich von einem guten und einem bösen; und hieraus siehet man, daß dieser Lehrsatz älter ist, als die Manichäer sind. Sie hielten diesfalls für gut, diese beyden Wesen zu verehren: das gute nämlich unter dem Namen **Margrete**; denn so hieß die Milchmagd, und das böse unter dem Namen **Glirus**; denn so hieß die Ratte. Die erste Verehrung geschah in Ansehung der Wohlthat der Schöpferinn, die andere aber, um ihre Feinde zu frieden zu stellen. Was sonst die andern Eigenschaften, die sie bey diesen kleinen Thierchen fanden, betrift: so bemerkten sie: daß sie, weil sie ein fettes Land bewohnten, und diesfalls keine Ursache hatten, sich um ihre Nahrung zu bekümmern, sehr faul, und folglich unterschiedenen Krankheiten, insbesondere dem Scharbocke, unterworfen waren. Diese Fettigkeit verursachte, daß sie ein sehr starkes Gedächtniß hatten, aber nur ein mäßiges Judicium. Man

merkte zwar nicht, daß sie einige Kenntniß der Moral besassen, doch nahmen sie das grosse Gebot der Natur in Acht, nämlich: **Was du nicht willst, daß dir geschicht, das thu auch einem andern nicht.** Das ist es alles, was man von einer Nation erfahren konnte, die nichts anders, als den Klumpen vor Augen hat, in welchem sie gleichsam vergraben lag. Nachdem die beyden Gesandten ihr Geschäfte verrichtet hatten, begaben sie sich zurück, und berichteten, was sie gesehen und gehört hatten. Der Drache hörte dieses alles mit grosser Verwunderung an, weil er sich nicht hatte einbilden können, solche Eigenschaften bey elenden Milben anzutreffen, und weil man zuvor lange darüber gestritten hatte: ob man sie auch unter die lebendigen Kreaturen rechnen könnte? Er ließ stracks darnach eine allgemeine Versammlung aller kriechenden Thiere halten, welcher er dann diese Reisebeschreibung bekannt machte, und von welcher er darauf ein Bedenken darüber verlangte: ob die Milben, die man zuvor für Unreinigkeiten gewisser fetten Waaren gehalten hatte, gleich denen lebendigen Kreaturen, eine Stelle unter denen andern kriechenden Thieren geniessen könnten? Dieses ward durch die meisten Stimmen für gut befunden, und darauf wurden die Milben immatriculiret.

Diese Fabel zeiget den Irrthum dererjenigen, welche bisher nicht für nöthig und anständig gehalten haben, die Eigenschaften gewisser kleinen Thiere und Insekten zu untersuchen; da doch die Erfahrung lehret, daß dergleichen allerdings der Mühe werth ist, und daß man dadurch eine grosse Kenntniß in natürlichen Dingen

erlanget, indem man in den geringsten Insekten eine künstliche Gestalt, besondere Gebräuche und Ordnungen, eine Sorge, sich selbst zu erhalten, und eine oekonomische Weisheit bemerkt hat, wodurch viele derselben nicht nur denen so genannten edlen Kreaturen zu vergleichen sind, sondern sie auch übertreffen.

Die 28. Fabel.

Die Freyerey des Löwens.

Ein Löwe buhlte einsmals um eine Bürgerstochter, in die er sich ganz und gar verliebt hatte. Diese Parthie konnte, wie man leicht denken kann, denen Aeltern gar nicht anstehen; doch, aus Furcht vor den Löwen, unterstunden sie sich nicht, ihm eine ganz abschlägige Antwort zu geben. Sie suchten daher nur, ihn mit Complimenten aufzuhalten, indem sie vorgaben, seine Person stünde der Jungfer wohl an; aber, sagten sie: seine Zähne und Klauen jagten ihr eine solche Furcht ein, daß sie sich nicht erkühnen könnte, sich ihm zu nähern. Der Löwe, der durch die Liebe ganz behexet war, sagte darauf: Wenn keine andere Hinderniß, als diese, vorhanden ist: so will ich mich so wohl der Zähne als der Klauen berauben lassen. Da er nun mit dieser Bedingung das Jawort von der Jungfer erhalten hatte: so ließ er sich die Zähne ausreissen und die Klauen abschneiden. Aber die Aeltern, da sie sahen, daß er nun unbewafnet war, und seine Stärke verlohren hatte, und sie also diesen erschrecklichen Buhler nicht mehr zu fürchten hatten, wiesen ihn mit Schimpf und Schande ab, und sagten: ihre Tochter wäre keine Parthie für einen gelähmten Löwen.

Diese Fabel lehret, man müsse die Waffen nicht eher niederlegen, als bis der Friede geschlossen, und alle Bedingungen erfüllet sind.

Die 38. Fabel.

Von einer großen Mißion in die Insel Acirema.

Unter denen Kreaturen des Waldes waren einige, die unter dem Namen, Hierophiten, bekannt waren, nämlich, eine Art heiliger Schlangen, die keinen Stachel hatten, womit sie jemand beschädigen konnten; und diesfalls waren sie bey allen andern Thieren sehr beliebt, die sich in ihren Zwistigkeiten ihrem Urtheile unterwarfen. Das Haupt, oder der Anführer, dieser heiligen Schlangen hieß Archihierophita; dieser war unter den Thieren in solchen Ansehen, wie die römischen Päbste unter den Menschen: denn alle Thiere im Walde, bis auf den Löwen, unterwarfen sich seiner Gerichtsbarkeit. Ja, wenn er verlangte, sie sollten auch die seltsamsten Dinge glauben: so trugen sie kein Bedenken, ihre eigenen Sinne zu verläugnen, indem sie alle seine Worte für Orakel hielten. Die Hauptlehre, welche er im Walde fortgepflanzet hatte, bestund darinnen: Der Waldgott Pan wäre zwar der oberste Regente der Thiere; aber die Göttinn Flora, nebst der Bubona und andern Hofdamen, von denen sich Pan zu allen Sachen lenken liesse, müsse man insonderheit verehren. Ein anderer Hauptlehrsatz, den man auch von grosser Wichtigkeit hielte, war dieser: Man müsse ohne Untersuchung al-

les glauben, was der Archihierophite für gut hielte, zu befehlen, und man müsse seinen Geboten einen blinden Gehorsam leisten. Diese beyden Hauptartikel waren endlich so fest eingewurzelt, daß sich niemand darum bekümmerte, worauf sich diese Lehren gründeten. Aber just, da alles ruhig war, und er glaubte, alle Thiere und Vögel erkennten seine Herrschaft, kamen einige Seemeven an, welche bezeugten, daß sie auf einer grossen Insel, welche Acirema hieß, und vom Walde abgesondert war, verschiedene Kreaturen gefunden hätten, die vornehmlich aus Schafen, Lämmern, Gänsen, Hühnern, Hasen, Kaninichen u. d. g. bestünden. Diese hätten schädliche und gefährliche Lehrsätze, und wichen offenbar von obenbemeldten zweenen Hauptpunkten ab. Denn erstlich glaubten sie: alle Verehrung komme dem Pan, als dem obersten Regenten des Waldes, allein zu. Hiernächst hielten sie dafür, man wäre nicht verpflichtet, sich der Gerichtsbarkeit und Herrschaft der Hierophiten zu unterwerfen, vielweniger könnten diese deren rechtmäßige Erlangung beweisen. Im übrigen müßten die Seemeven gestehen, daß die Kreaturen auf erwehnter Insel ein unschuldiges, friedsames und erbauliches Leben führten. Das will alles nichts sagen, sagte der Archihierophite, wenn die Orthodoxie mangelt. Er ließ darauf ein allgemeines Concilium versammlen, welchem er bekannt machte, was ihm war von den Meeven berichtet worden: er verlangte darauf der Anwesenden guten Rath und Bedenken, was man dabey zu thun hätte. Darauf ward durch die meisten Stimmen beschlossen, einige Mißionarien in

die

die Insel Acirema abzufertigen, welche sich zuerst mit kräftigen Vermahnungen bestreben sollten, die Thiere dieser Insel zu bekehren, und wenn es nicht durch Güte geschehen könnte, so sollten sie Gewalt brauchen. Nachdem dieser Canon gemacht war, wurden vier Füchse und eben so viel Wölfe, alle eifrige und redliche Personen, dahin abgeschicket, und gewisse derer größten Vögel erhielten Befehl, sie übers Wasser dahin zu führen. Bey ihrer Ankunft daselbst bemerkten sie sofort, daß sich alles eben so verhielte, wie die Meeven berichtet hatten; sie fiengen daher stracks an, dem erhaltenen Befehle gemäß, zu catechisiren. Aber denen Einwohnern der Insel wollten die neuen Lehren nicht in den Kopf, vornehmlich, da sie merkten, daß diese Mißionarien selbst ein Leben führten, welches mit ihren Lehren gar nicht übereinstimmte. Einige haben vorgegeben, diese Mißionarien sähen nicht ungern, wenn die Thiere in ihrem Unglauben verharreten, damit sie sich desto mehrere Vortheile erwerben, und desto grössere Beute machen könnten. Aber dieses wird ihnen vielleicht von ihren Feinden angedichtet. Das ist doch gewiß, daß sie als aufrichtige Mißionarien ihrer Instruction treulich nachlebten. Denn von zehn Theilen der Einwohner der ganzen Insel entgieng kaum ein einziger Theil dem Tode. Die Ueberbliebenen wurden mit dem Leben begnadiget, doch mit der Bedingung, daß sie sich den Lehren unterwerfen sollten, welche auf dem festen Lande herschten, und überdieses eine jährliche Schatzung an dem Archihierophiten erlegen sollten. Nach ihrer Zurückkunft erkühnten sich einige, über

die gewaltsame Aufführung und über den Eigennutz der Mißionarien Beschuldigungen einzugeben; denn sie reiseten mager dahin, und kamen dick und fett zurück: aber daß diese Beschuldigungen übel gegründet waren, sahe man daraus, weil sie auf dem Concilio nicht allein frey gesprochen, sondern auch höchlich gerühmet wurden: ja von denenjenigen, die den größten Eifer bewiesen hatten, ward ein Fuchs und ein Wolf canonisiret, daß also der eine der heilige Michel, der andere aber der heilige Isegrino genennet ward.

Diese Fabel erkläret sich selbst.

Die 84. Fabel.

Der Hase, ein Solicitant.

Ein Hase bemühte sich um eine Bedienung an dem Hofe des Löwen, und bewog einen Fuchs und eine Gans, welche die einzigen Hofleute waren, die er kennte, seine Person bestens zu rühmen. Sie dieneten auch dem Hasen darinnen. Die Gans sprach für seinen Verstand, und der Fuchs für seine Ehrlichkeit. Aber, da er zur Audienz kam, und sich auf das Zeugniß dererjenigen, die er kannte, berief, sagte der Löwe: Ich hätte dich gerne angenommen, wenn der Fuchs deinen Verstand, die Gans aber deine Ehrlichkeit bezeuget hätten.

Diese Fabel lehret, daß die Empfehlungen böser und unverständiger Leute denen Solicitanten mehr schädlich als nützlich sind.

Die

Die 85. Fabel.
Das Bündniß zwischen dem Fuchse und Wolf.

Der Wolf und der Fuchs schlossen einsmals eine Off- und Defensivallianz mit einander, und diese Freundschaft desto mehr zu verstärken, vereinigten sie sich solchergestalt, daß die Jungen, welche dem Fuchse gehörten, der Wolf, und der Fuchs hingegen die Jungen des Wolfs, als ihre einige Kinder, auffüttern sollten. Dieses geschah, und die Wirkung dieser Auferziehung war diese: Die jungen Füchse wurden glubsch, und die jungen Wölfe listig; daß man also nicht merken konnte, von welchem Stamme sie waren, ausgenommen aus ihrer angebohrnen Gestalt.

Diese Fabel zeiget die Wirkung der Auferziehung bis ins späte Alter.

Die 86. Fabel.
Arge alte Weiber.

Ein Kaufmann gieng einsmals einen solchen Contrakt mit dem Teufel ein, daß er, wenn er einige Jahre einen glücklichen Handel würde geführet haben, in seine Klauen kommen wollte; ausgenommen, wenn er ein einzigesmal einige Waare erhalten würde, für welche man ihm nicht das geringste geben würde. Da er nun etliche Jahre glücklich gehandelt hatte, und reich geworden war, brachte er unterschiedliche unnütze Waaren mit nach Hause:

aber, so schlecht sie auch waren; so wurden sie doch verkauft, obschon sehr wohlfeil. Dieses setzte ihn in grosse Bekümmerniß, vornehmlich, weil seine Zeit fast zu Ende war. Er entschloß sich daher auf der letzten Reise, eine Ladung von argen alten Weibern mit sich nach Hause zu führen. Diese Ladung war die einzigste, auf welche niemand etwas bieten wollte; und dadurch ward er von dem Bündnisse befreyet, welches er mit dem Teufel gemacht hatte.

Diese Fabel lehret, daß in einem Hause kein schlimmeres Hausgeräthe seyn kann, als ein arges altes Weib.

Die 87. Fabel.

Der Fuchs, ein beeidigter Richter.

Der Fuchs erhielt einsmals durch Empfehlung guter Freunde das Bürgermeisteramt. Niemand zweifelte an seiner Tüchtigkeit, aber wenige waren seiner Ehrlichkeit versichert. Diesfalls mußte er einen Eid ablegen, daß er weder Geschenk noch Gaben ansehen und annehmen wollte. Da der Eid abgelegt war, und dieses der Wolf erfuhr, so sagte er: Michel! wie willst du deinen Eid halten? So weit ich dich kenne, wird dieses eine pure Unmöglichkeit seyn. Der Fuchs antwortete darauf: Bekümmere dich darum nur nicht; denn wenn jemand mit Geschenken an Gänsen, alten Hühnern, jungen Hühnern, oder was es nur seyn mag, zu mir kommt, so habe ich dem Rathsbedienten Befehl ertheilet, mich zu verläugnen, und nur zu sagen: wenn sie ein Anliegen vorzutragen hätten, so mögten sie mit mei-

meiner Frau sprechen. Denn so halte ich meinen Eid.

Diese Fabel lehret, daß die Frau die Missethaten des Mannes öfters beämnteln muß.

Die 88. Fabel.

Apollo besuchet den Wald.

Apollo kam einsmals in den Wald, um zu untersuchen, wie das Verhalten der Thiere beschaffen wäre, vornehmlich, wie die Studien und die Wissenschaften getrieben würden. Man zeigte ihm zwey Theile des Waldes, welche die philosophischen Thiere bewohnten, und die alle andere Theile des Waldes an Fruchtbarkeit übertrafen, und die ihnen wegen ihrer Gelehrsamkeit von den andern Thieren waren eingeräumet worden. So bald er in der ersten Gegend ankam, ward ihm von den vornehmsten philosophischen Thieren aufgewartet, die ihm diejenigen Materien überreichten, welche in diesem Jahre in öffentlichen Disputationen sollten abgehandelt werden. Die Materien waren folgende: Vom Alter des Vogels Phönix; von den Farben des Paradiesvogels; von der Natur des Salamanders, und von der Ursache, warum er nur im Feuer leben kann; ob das Ey älter, als das Huhn, sey? und noch andere Materien von gleicher Beschaffenheit. Apollo verstummte ganz darüber, und sagte zu denenjenigen, die ihm begleiteten: diese thörigte Thiere, welche den Namen, Weltweise, führten, wären nicht werth, ein so fruchtbares Land zu bewohnen, weil sie über solche Dinge disputiren, die niemals gewe-

sen sind. Der Führer sagte darauf: Ich hoffe, der Herr Dokter wird besser vergnüget werden, wenn er in die andere philosophische Gegend kommen wird, wo man sich auf wichtige Wissenschaften, insonderheit auf die natürliche Gottesgelahrheit leget. Apollo ward daselbst mit gleichen Ehrenbezeugungen empfangen. Die Materien, die damals abgehandelt wurden, und die Fragen, die man mit grosser Mühe aufzulösen suchte, schienen von grösserer Wichtigkeit zu seyn, weil sie himmlische Sachen betrafen; als zum Exempel: ob die so genannten Halbgötter, nämlich Herkules, Momus, Apollo, Merkur an Jupiters eigener Tafel speiseten? Ob Ganymedes, der Mundschenke der Götter, blos für Kost und Kleider dienete, oder ob er auch eine jährliche Besoldung genösse? Ob Jupiter Frühstück speisete, oder ob er bis zur Mittagsmahlzeit fastete? Wie es komme, daß Juno in so langer Zeit nicht ins Wochenbette gekommen wäre? u. d. g. Da Apollo dieses hörte, schüttelte er den Kopf, gieng fort, und sagte: die ersten waren toll, aber diese sind ganz rasend. Er ließ sich darauf von dem Verhalten der andern unstudirten Thiere unterrichten, und bemerkte mit Vergnügen, daß manche unter ihnen arbeitsam und nützlich waren. Darauf verließ er den Wald, und stattete Jupitern einen ausführlichen Bericht davon ab. Jupiter ließ darauf einen Befehl an den Waldgott Pan ausfertigen: daß die guten und fruchtbaren Gegenden denen ungelehrten und vernünftigen Thieren sollten eingeräumet werden, denen hochgelehrten und tollen aber sollte er die Heyden und sandigten Oerter an-

anweisen, damit die Noth sie zur Arbeit, ihrer Unterhaltung wegen, antreiben, und ihnen die unnützen Spekulationen und seltsamen Grillen, als die Früchte ihrer Einfalt und Dummheit, benehmen mögte.

Diese Fabel lehret, daß gelehrt seyn, etwas anders ist, als klug seyn, ingleichen daß Gelehrsamkeit und Aberwitz sehr oft mit einander vereiniget sind.

Die 89. Fabel.
Der Teufel und die Ziegen.

Die Mutter des Teufels übergab ihm einsmals vier Ziegen, um sie in ihrer Abwesenheit zu bewachen. Aber diese machten ihm so viel zu thun, daß er sie mit aller seiner Kunst und Geschicklichkeit nicht in der Zucht halten konnte. Diesfalls sagte er zu seiner Mutter nach ihrer Zurückkunft: Liebe Mutter! hier sind eure Ziegen, ich will lieber eine ganze Compagnie Reiter bewachen, als eine einzige Ziege.

Diese Fabel zeiget, daß keine Kreatur weniger in der Zucht zu halten ist, als eine Ziege.

Die 90. Fabel.
Vom Fuchs und Esel.

Ein Fuchs ward einsmals wegen Untreue und listiger Aufführung seines Amtes entsetzet: dadurch gerieth der Löwe auf die Gedanken, daß es nicht gut wäre, listige Amtleute zu haben, das ist solche, die ihr Amt allzugut verstehen, und er hielt es also für besser, einfältige Amtleute zu haiten, die nicht

die Geschicklichkeit besitzen, listige Streiche auszudenken, und auszuführen: Er setzte also einen Esel in die erledigte Bedienung. Der Esel, welcher nichts ohne einen Mithelfer ausrichten konnte, machte so fort den Fuchs zu seinem Gevollmächtigten. Die Frucht davon war diese: was der Esel nicht thun konnte, das that sein Gevollmächtigter, von welchem er sich mußte regieren lassen, und der Gevollmächtigte begieng nunmehr alles Unrecht dreuster als zuvor; weil es auf seines Principals Rechnung und Risico geschah. Es war also dadurch dem Amte mit dem Esel schlechter gedienet, als zuvor mit dem Fuchs.

Diese Fabel lehret, daß der Grundsatz falsch sey: ein Amt wäre mit einem Esel besser, als mit einem Fuchs, versehen.

Die 91. Fabel.
Ein Ziegenbock antwortet einem Wolfe.

Da der Wolf einsmals einen jungen Ziegenbock auf einer Klippe erblickte: so lief ihm über dieser Beute der Mund voll Wasser. Da er aber nicht auf die Klippe kommen konnte, so bemühte er sich, den Bock mit süssen Schmäucheleyen herab zu locken. Er sagte: Fürchte dich nicht, mein Sohn! ich will dir nichts böses thun; es wäre ja eine Gewissenssache, mit einer so jungen Kreatur so übel zu handeln, und ihre Aeltern zu betrüben. Der Ziegenbock antwortete darauf: er hätte gar kein Bedenken, sich ihm anzuvertrauen; aber, weil er noch jung

jung und unerfahren wäre: so müßte er erst seine Aeltern um Rath fragen, um von ihnen und andern Thieren zu vernehmen: ob auch ein Wolf Gewissen hätte? Da nun der Wolf wußte, in welchem Ansehen er bey dem zahmen Viehe stund, so glaubte er, nicht nöthig zu haben, die Antwort zu erwarten; sondern er gieng beschämt fort.

Diese Fabel lehret, daß Kinder nichts wichtiges vornehmen müssen, wenn sie nicht ihre Aeltern um Rath gefraget haben.

Die 92. Fabel.

Das Ansuchen der Schildkröte, um Laufer zu werden.

Als ein Hase, der Laufer gewesen war, gestorben war: so meldete sich unter andern Solicitanten auch eine junge Schildkröte, und hielt um die erledigte Stelle an. Da ihre Mutter dieses erfuhr, so sagte sie: Kennst du dich selbst nicht besser, mein Sohn! daß du eine Bedienung suchest, wozu kein Thier unbequemer ist, als du? Der Sohn antwortete darauf: Kennet meine Mutter die Welt nicht besser, daß sie sich einbildet, man suche eine Bestallung, um Dienste zu thun? Man giebt das Amt dem Manne, und nicht den Mann dem Amte. Da die Mutter darauf sagte, dieses wäre eine dunkle Rede, die sie nicht begreifen könnte, so sagte der Sohn: Liebe Mutter! wir sehen ja täglich Exempel, daß einer General wird, der kein Herz hat, ein anderer wird Richter, der keinen Kopf hat, einer wird Dokter, der keine Gelehrsamkeit besitzet. Las-

set mich nur rathen! Ich habe Freunde, die mein Ansuchen unterstützen können. Er bekam auch, auf Empfehlung seiner Freunde, den Dienst, und zugleich die Erlaubniß, sich einen Verweser oder Gevollmächtigten zu halten, der den Dienst versehen könnte, und inzwischen hob der Principal die Einkünfte.

Diese Fabel lehret, daß dieses auch unter den Menschen gewöhnlich ist, daher nennt man die Aemter nicht mehr Bürden, sondern Brod und Wohlthaten.

Die 93. Fabel.
Antwort auf das Ansuchen des Bären.

Ein Bär, welcher lange Zeit in einem Gerichte ein Mitglied gewesen war, suchte einsmals um weitere Beförderung an. Er führte an, wie viele Jahre er in dem Gerichte gesessen hatte. Aber, weil es bekannt war, daß diese ganze Zeit über seine Verrichtung in nichts anders, als im Sitzen, bestanden hatte, und daß er so gar in diesen langen Diensten kein einziges Glied auch nicht einmal den Kopf oder den Steiß geschwächet hatte: so ward ihm bewilliget, daß er inskünftige im Gerichte auf einem doppelten Küssen sitzen mögte.

Diese Fabel lehret, daß verschiedene Richter nichts anders haben, worauf sie sich berufen können, als ihre vielen Sedes.

Die 94. Fabel.

Das peinliche Verhör im Walde.

Wenn Thiere, die Missethaten begangen haben, nicht alles gestehen und bekennen wollen, suchte man die Wahrheit durch ein peinliches Verhör auszupressen; aber durch ein solches, welches keine Uebereinstimmung mit der Folterbank unter den Menschen hat. Ein Ziegenbock, z. E. ward in einen sehr engen Ort auf etliche Tage eingeschlossen; einer Elster ward auferlegt, stille zu schweigen; ein Fuchs ward verurtheilet, unter fetten Gänsen gebunden zu stehen, denen er sich nicht nähern konnte; ein Hahn dorfte des Morgens nicht krähen; und andere dergleichen. Und man sagt, daß diese Proben unter den Thieren eben so grosse Wirkung gethan haben, als die Folterbank unter den Menschen.

Diese Fabel lehret, man könne die Strafe verändern, und nach den vornehmsten Leidenschaften der Menschen einrichten. Man kann also einen Holländer zum Bekenntnisse zwingen, wenn man ihm den Rauchtoback versaget, einen moskowitischen Bauer, wenn man ihm den Brandtewein verbiethet, einen Franzosen, wenn man ihm Stilleschweigen aufleget, und einen Dänen, wenn man ihm verbiethet, Butter zu essen.

Die 95. Fabel.

Der Fuchs giebt dem Biber einen Rath.

Ein Biber hatte bey einem andern vornehmen Biber lange in Diensten gestanden. Seine Mitbedien-

bedienten waren inzwischen, einer nach dem andern, befördert worden, er aber blieb beständig in seinem alten Posten stehen. Er beschwerte sich darüber bey einigen andern Thieren, insonderheit auch bey einem Fuchs. Der Fuchs fragte ihm: was die Ursache dieser Kaltsinnigkeit, die sein Herr gegen ihn allein blicken liesse, seyn mögte? Der Bieber antwortete: Es ist noch kein Diener von meinem Herrn so sehr geliebet worden, als ich. Das ist just das Unglück, sagte der Fuchs. Ich weis dir keinen bessern Rath zu geben, als daß du dich durch deine Aufführung eben so verhaßt machst, als du bisher bist beliebt gewesen. Der Bieber folgte diesem Rathe, und befand sich in kurzen sehr wohl dabey; denn da der Herr merkte, daß ihm nicht mehr mit ihm gedient war, machte er sich von ihm auf gute Art los.

Diese Fabel zeiget, daß der Vortheil mancher Diener durch ihrer Herren allzugrosse Liebe verhindert wird; und weil man sie nicht missen will: so müssen sie stets in der Sklaverey bleiben.

Die 96. Fabel.

Zwistigkeit zwischen Thieren beyderley Geschlechts.

Eine heftige Hauszwistigkeit entstand ehmals zwischen zwo Eheleuten, nämlich zwischen einem Leoparden und einer Leopardinn. Beyde von ihnen wollten sich die Herrschaft zuschreiben. Der Leoparde berief sich auf das Recht, welches allen von seinem Geschlechte nach dem Gesetze der Natur zukommt. Die Leopardinn hingegen berief sich auf

die

die Erfahrung und Beyspiele, welche zeigen, daß Thiere sowohl als Menschen ihres Geschlechts wirklich die Herrschaft stets geführet haben. Da sich nun diese Zwistigkeit unter allen Thieren im Walde überall ausbreitete, auch in Güte nicht konnte beygeleget werden: so beschloß man, die Sache dem Waldgotte Pan vorzustellen, vor welchem sie denn auch durch eine Elster und eine Elsterinn, die man damals für die größten Prokuratoren im Walde hielt, gehörig geführet ward. Nachdem nun die Sache von beyden Partheyen mit grosser Wohlredenheit war abgehandelt worden, ward vom Pan folgendes Urtheil gefället: Die Männer sollten, wie zuvor, den Namen und Titel der Herrschaft behalten, weil sie ihnen von Natur zukämen, und den Weibern sollte der Herrschaft Gebrauch und Ausübung gehören, deren Besitz sie durch eine beständige Ausübung behauptet hätten. Die Unkosten sollten mit einander aufgehoben werden.

Diese Fabel zeiget, daß von dergleichen Zwistigkeiten auch in den menschlichen Gesellschaften kein anderer Ausfall zu erwarten ist.

Die 97. Fabel.

Von zween Affen.

Zween Affen stunden einsmals an einem Ufer und kurzweilten miteinander. Diese Kurzweil dauerte so lange, bis der eine den andern ins Wasser stieß. Derjenige, der dieses that, arbeitete darauf aus äussersten Kräften, um seinen Mitbruder zu retten, damit er nicht ersaufen mögte. Er war auch

auch endlich so glücklich, daß er ihn, obschon halbtodt, ans Land brachte. Darauf suchte er, ihn wieder zu sich selbst zu bringen, und sagte: Du hast dich bey mir zu bedanken, lieber Bruder! du siehst, was für Mühe ich gehabt habe, dein Leben zu retten. Der andere sagte darauf: Ich wollte dir gerne Dank sagen, wenn du dir keine Mühe gemacht hättest, mich zuerst in das Wasser zu stürzen.

Diese Fabel lehret, daß man demjenigen keinen Dank schuldig ist, der seinen Nächsten aus Noth und Gefahr rettet, wenn er ihn zuvor selbst hinein gestürzet hat.

Die 98. Fabel.

Von der Maus und Spinne.

Eine Maus hörte einsmals, daß eine Magd eine Kammer reinigen wollte, in welcher eine Spinne mit ihrem Gewebe war. Die Maus war mitleidig, diesfalls warnete sie die Spinne, daß sie sich bey Zeiten mit der Flucht retten mögte. Einige Zeit darnach erfuhr die Spinne, man wollte eine Katze in die Speisekammer verschliessen, in welcher die Maus ihren Aufenthalt hatte. Dieses meldete die Spinne der Maus, und rieth ihr, in ein Loch zu kriechen. Da ihr die Maus gefolget war: so spann die Spinne ein Gewebe vor den Eingang des Loches. Die Katze, welche stark stöberte, merkte wohl, daß sie bey einem Mäuseneste wäre; allein, weil sie das Spinnengewebe vor dem Loche fand, so schloß sie daraus, es müsse leer seyn, und daher bekümmerte sie sich nicht weiter darum.

Diese Fabel lehret, daß kein Thier so geringe sey, daß es nicht etwas Böses oder Gutes thun könne; ingleichen finden wir allhier ein Beyspiel der Dankbarkeit.

Die 99. Fabel.

Welche Kreatur die tapferste ist.

Man stritte einsmals im Walde über folgende Frage: welche Kreatur die dreusteste und muthigste wäre? Der Löwe meynte, ihm gehöre der Preis, denn er wäre ja allen Thieren und Menschen ein Schrecken; der Elephante rühmte sich dessen gleichfalls, indem er so viele grosse Siege, die durch die Elephanten waren erhalten worden, herrechnete. Ein jedes Thier und ein jeder Vogel sprachen nach einander für ihre Sache, und die meisten führeten verschiedene Beweisgründe an. Dadurch wurden diejenigen, welche man in dieser Streitigkeit zu Richtern gesetzet hatte, ganz zweifelhaft, daß sie also nicht wußten, wem sie diese Eigenschaft zusprechen sollten? Just damals meldete sich eine Fliege, und verlangte Audienz. Die andern Thiere und Vögel lachten darüber, und verspotteten sie. Gleichwol blieb die Fliege auf ihrer Meynung, und, da sie endlich vorgelassen ward, sagte sie: Wenn Kaiser, Könige, Fürsten und grosse Prälaten sich dem päbstlichen Throne zitternd nähern, um dem Pabst die Füsse zu küssen: so trage ich kein Bedenken, mich auf seine Nase zu setzen. Da ihr nun dieses niemand läugnen konnte: so erhielt sie den Preis.

Diese Fabel zeiget die Gründlichkeit dieses Urtheils, und wenn einige griechisch verstanden hätten: so hätten sie es

aus dem Homer beweisen können, der von einem griechischen Helden erzählet, die Götter hätten ihn mit dem Muthe und mit der Tapferkeit einer Fliege begabet.

Die 100. Fabel.

Von der Biene und Spinne.

Eine andere besondere Zwistigkeit entstund zwischen der Biene und Spinne über die Frage: welche von ihnen die künstlichste und größte Fabrikantinn wäre? Die Spinne berief sich auf ihre Arbeit, auf ihr künstliches und feines Gewebe. Die Biene hingegen zeigete, daß in ihrer Arbeit beydes grosse Kunst und grosser Nutzen wäre; und dadurch erhielt sie den Preis.

Diese Fabel zeiget, daß diejenigen Arbeiter am höchsten zu schätzen sind, in deren Arbeit Kunst und Nutzen ist, und daß diesfalls ein Baumeister, ein Gärtner u. d. g. den Rang über einen Bildhauer, Maler, Kupferstecher und andere Künstler haben müsse, in deren Arbeit nur allein Kunst, aber kein Nutzen, anzutreffen ist.

Die 101. Fabel.

Der Fuchs und das Chamäleon.

Der Fuchs begegnete einsmals im Walde dem Chamäleon. Das Chamäleon, welchem des Fuchses Hurtigkeit und besondere Gabe, Beute zu erhaschen, bekannt war, bemühte sich, sich mit ihm zu vereinigen, und ein freundschaftliches Bündniß mit ihm aufzurichten. Der Fuchs antwortete darauf:

auf: er wollte gerne mit ihm Freundschaft machen, aber nicht länger, als auf vier und zwanzig Stunden; denn, sagte er: du bist heute nicht mehr, was du gestern warest, noch was du morgen seyn wirst, und ich schliesse daraus: dein Herz sey eben so veränderlich, wie deine Haut.

Diese Fabel lehret, man könne mit unbeständigen Menschen keine Freundschaft halten.

Die 102. Fabel.

Der Fuchs und der Teufel.

Der Fuchs begegnete einsmals dem Teufel, den er grüssete, indem er sagte: Guten Abend, Herr Collega! Der Teufel stutzte darüber und sagte: Bin ich dein Collega? Der Fuchs antwortete darauf: Propter communia studia nenne ich dich also, und weil es scheinet, wir wären miteinander in eine Schule gegangen; denn wie es deine Profeßion ist, die Menschen zu betrügen, so ist es meine Profeßion, die Thiere im Walde zu betrügen. Aus dieser Antwort urtheilte der Teufel, der Fuchs habe sich im Titel gar nicht versehen, daher sagte er zu ihm, als er fortgieng: Lebe wohl, Herr Collega!

Die 103. Fabel.

Der Fuchs und der Ochs.

Nachdem der Fuchs war alt und schwach geworden, und seine Nahrung nicht mehr auf seine gewöhnliche Art erhalten konnte, nahm er sich vor, ein Schulmeister zu werden, und denen Thieren und

Vögeln ein Collegium politicum zu lesen. Er erhielt auch von allerhand Kreaturen Scholaren, und alle bezahlten ihm beym Schlusse des Collegii das bedungene Salarium. Der einzige Ochse weigerte sich, zu bezahlen, und er foderte so gar auch die Prænumeration zurück. Er führte zur Ursache dieser Weigerung an: er habe nichts daraus gelernet. Darüber entstund zwischen dem Lehrer und Schüler ein Streit. Der Ochs fragte eine Elster um Rath, die sich erbot, seine Sache um einen billigen Preis zu führen; der Fuchs hingegen war sein eigener Procurator. Die Sache ward vor dem Elephanten geführet, welcher dieses Urtheil sprach: Obschon der Schüler annoch so unerfahren, wie zuvor, ist, so ist die Schuld doch nicht dem Lehrer beyzumessen, sondern dem Schüler, der ein Ochs ist.

Diese Fabel lehret, daß man, gleichwie man denen Aerzten oft Unrecht thut, wenn sie gewisse Patienten nicht kuriren können, auch denen Lehrern dieses ohne Ursache zur Last leget, wenn sie nicht aus einem ieden Holze einen Merkur schnitzen können. Hätte der Fuchs von dem Ochsenkopfe ein doppeltes Salarium gefordert: so hätte er dazu Fug und Recht gehabt.

Die 104. Fabel.

Der Storch, ein Quacksalber.

Ein Storch gab sich für einen Arzt aus, ob er schon in der Medicin unerfahren war. Weil er nun dreuste und großsprechend war: so bekam er manche Patienten. Hierüber bezeigten die andern graduirten Thiere ihren Verdruß, und endlich ließen

sen sie ihm das praktisiren verbiethen. Der Storch meynete, man thäte ihm dadurch Unrecht, indem er vorgab: es hätte bisher niemand von seinen Patienten über ihn geklagt. Darauf erhielt er zur Antwort: es könne dieses gar wohl wahr seyn, indem es glaublich wäre, daß sie alle unter seiner Kur gestorben wären.

Die 105. Fabel.

Die Affen und der Bär.

Einige Affen suchten gemeinschaftlich Wasser, um ihren Durst zu löschen. Sie kamen endlich an einen Brunnen; weil aber der Brunnen so tief war, daß sie das Wasser nicht erreichen konnten, so waren sie ganz rathlos. Ein Bär näherte sich dem Brunnen mit eben diesem Vorsatze. Er gab ihnen darauf den Rath, einer derer Affen sollte ein Gefäß nehmen, um Wasser damit zu schöpfen, und jeder sollte sich an den Schwanz des andern festhalten, bis der letzte, der das Gefäß hätte, das Wasser erreichete. Die Affen antworteten darauf: Der Anschlag schiene zwar gut genung zu seyn, aber fanden auch, die Last würde demjenigen, der die andern alle nebst dem Gefässe halten sollte, zu schwer werden. Der Bär sagte: Ich bin stark genug, euch alle zu halten, und wenn eurer auch noch einmal so viel wären. Sie fanden darauf die Sache für gut. Der Bär ergriff mit seinen Tatzen das Geländer des Brunnen, der erste Affe hielt sich darauf an seinen Schwanz, und die andern, einer nach dem andern, folgten ihm nach. Da sie in dieser Arbeit

waren, kam ein Fuchs und fragte: was dieses zu bedeuten hätte? Der Bär erklärte ihm die Sache, und sagte zugleich: die Last wäre schwerer, als er geglaubet hätte, und seine Tatzen feuerten ihm bereits vor Hitze. Der Fuchs sagte: Du mußt ein wenig ausruhen, um in deine Tatzen zu blasen. Der Bär folgte diesem Rathe, und rief denen Affen zu: Haltet fest, lieben Freunde! ich will in meine Tatzen blasen, um neue Kräfte zu schöpfen. Darauf fielen sie alle ins Wasser, und ersoffen nebst dem Bären.

Diese Fabel zeiget ein Beyspiel der List und der von Dummheit.

Die 106. Fabel.

Der Ziegenbock und eine Auster.

Ein Ziegenbock ward eine Auster gewahr, die am Strande auf einer Klippe lag, und überall herum gaffete. Der Ziegenbock sagte zu ihr: Pfuy! schäme dich, du faules Thier, daß du stets unbeweglich auf einer Stelle liegest. Ich bin heute bereits etliche Meilen über Klippen und Berge gegangen, und in dieser Bewegung bin ich vom Morgen bis zum Abend. Die andere antwortete darauf: Mein lieber Herrmann! indem du in einer oftern Bewegung und in beständiger Arbeit bist, die doch nichts zu bedeuten hat, habe ich, ob du mich schon für ganz sorgenlos ansiehest, und mich der Faulheit beschuldigest, eine Perl gezeuget, die mehr werth ist, als tausend Ziegenböcke werth sind.

Diese Fabel zeiget, daß manche Menschen über nichts doch

sehr geschäftig sind, und daß diejenigen, welche kaum in der mindsten Bewegung sind, und fast müßig gehen, die größten Sachen in der Welt verrichten.

Die 107. Fabel.

Der Affe und der Mann.

Ein Affe fragte einsmals einen Mann, der ihm im Walde begegnete: ob es wahr wäre, daß ein grosser Philosoph unter den Menschen gesagt hätte, die Elephanten wären die klügsten unter den Thieren? Der Mann antwortete: Dieses wäre allerdings wahr, und die meisten gelehrten Leute wären derselben Meynung. Die Thiere, sagte der Affe, sind anderer Meynung, denn sie halten den Fuchs einstimmig für das klügste Thier. Das kommt daher, sagte der Mann, daß man List und Weisheit mit einander verwechselt; und darum hält man den Fuchs für das weiseste Thier, ob er schon eigentlich das listigste heissen sollte.

Diese Fabel zeiget, dieser Satz sey sehr wohl gegründet, denn die Erfahrung lehret, daß die listigsten Menschen, wegen Mangel an Weisheit, gemeiniglich in die Schlingen fallen, die sie andern ausstellen.

Die 108. Fabel.

Jupiters Gesandschaft an den Pan.

Jupiter fertigte einsmals eine Gesandschaft an den Waldgott Pan ab. Ein Pfau ward zum Gesandten ernennet, und ein Fuchs ward Gesandschaftssekretär. Die andern Götter kritisirten die Wahl

sehr stark, weil sie meynten, der Fuchs sollte, wegen seiner Klugheit, die Hauptperson seyn. Aber Jupiter zeigete ihnen, daß ihr Urtheil falsch wäre, weil er den Gesandten erwählet hätte, um eine prächtige Figur zu machen, den Sekretär aber, um die Sachen zu verrichten. Wenn man, sagte er, den verschlagenen Kopf des Fuchses auf den prächtigen und glänzenden Rumpf des Pfaues setzt: so ist die Gesandschaft vollkommen, und so, wie sie, der Gewohnheit nach, zu seyn pfleget.

Man siehet aus dieser Fabel, daß diese Staatsmaxime, welche annoch unter den Menschen beobachtet wird, sehr alt seyn muß.

Die 109. Fabel.

S. T.

Ein Richter, der nur erst kürzlich das Amt erhalten hatte, und diesfalls auf sich selbst ein wenig mistrauisch war, fragte einen Juristen um Rath: was für ein Urtheil er über einen Missethäter, der grosse Missethaten begangen hatte, sprechen sollte? Da nun der Juriste die Sache genau untersuchet hatte, und gefunden, daß alles aufs kräftigste und gegründeste bewiesen war, so sagte er: Der Herr Richter kann keine Gefahr laufen, wenn er das Urtheil aufs schärfste einrichtet; denn einem solchen Missethäter ist keine Strafe groß genung. Aus dieser Ursache fällete der Richter diesen Spruch: daß, nachdem alle angeführte Beschuldigungen klar und deutlich erwiesen wären, der Schuldige so wohl zum zeitlichen als ewigen Tode verurtheilt würde.

Diese

Diese Fabel zeiget, die Menschen können keine Strafe dictiren, welche über das menschliche Forum ist.

Die 110. Fabel.

Die Aerzte und Advokaten.

Zu der Zeit, da Thiere, Vögel, Bäume und Pflanzen reden konnten, fand man mehr Tugenden und Laster unter ihnen, als jetzo. Sie waren auch unterschiedenen Krankheiten unterworfen, von denen man anitzt nichts weiß. Blos auf der westlichen Seite des Waldes, welche durch einen dagegen laufenden Fluß davon abgesondert war, war ein Land, in welchem die Thiere in beständiger Gesundheit und brüderlicher Einigkeit lebten. Einige schrieben dieses der Veränderung der Luft zu; aber ein Adler, der sich einige Zeit in diesem Lande aufgehalten hatte, entdeckte ihnen die wahre Ursache, und diese war folgende: Die Obrigkeit desselben Landes hätte auf einmal alle Aerzte und Advokaten vertrieben, und seitdem hätte man weder von Krankheiten noch Processen gehöret.

Die 111. Fabel.

Auf welche Art eine heilige Schlange gestrafet worden.

Ein Hierophite, das ist, eine derer heiligen Schlangen, von denen schon zuvor Meldung geschehen ist, ward einsmals auf einer bösen That ertappet. Der Sünder konnte sie zwar nicht läugnen, aber er wollte sich entschuldigen, und sagte: sein

Gewissen wäre lauter und rein, und dasjenige, was die Missethat begangen hätte, wäre nichts anders als sein Körper, oder das äusserliche Futteral, und sein Inwendiges hätte nicht den geringsten Theil weder daran gehabt, noch haben können. Der Richter fragte ihn darauf, wo sein Gewissen oder seine Seele ihren Sitz hätte? Der Hierophite antwortete: Im Herzen. Darauf ward das Urtheil gesprochen: Der Beklagte sollte seine Haut missen, oder lebendig geschunden werden. Und der Scharfrichter erhielt Befehl, sich wohl vorzusehen, damit das Herz, in welchem das reine und unschuldige Gewissen seinen Sitz hätte, nicht mögte beschädiget werden.

Diese Fabel zielt auf gewisse fanatische Leute, welche gleiche Lehrsätze angenommen haben.

Die 112. Fabel.

Von der Elster und von dem Hummer.

Eine Elster schlich sich einsmals an das Ufer, um zu versuchen, ob sie nicht einige Fische belauren könnte. Dieses merkte ein Hummer, und diesfalls legte er sich auf den Rücken, als wenn er todt wäre. Die Elster rief darauf ein paar ihrer Mitbrüder zu Hülfe, um sich dieser Beute zu bemächtigen. Aber da sie sich dem Hummer näherte, ward sie von seinen Scheeren ergriffen und fortgeschleppt. Die übrigen Elstern nahmen darauf die Flucht, und erzählten diese Begebenheit andern Vögeln mit grosser Verwunderung, indem sie sagten: man hätte

sich einer solchen List von einem so dummen Fische nimmer versehen. Der Adler antwortete darauf: Das Volk, welches wenig oder nichts redet, denket desto mehr.

Diese Fabel lehret, man werde unter den Menschen dergleichen Beyspiele genung finden.

Die 113. Fabel.

Die Klage des Eichbaums wird beantwortet.

Ein Eichbaum beschwerte sich einsmals darüber, daß die gemeinen Vögel ihre Nester in seinen Wipfel machten, und sein Laub mit ihren Unreinigkeiten befleckten. Allein einer, der diese Klage hörte, sagte darauf: Jupiter muß ja vertragen, daß die Schwalben und andere Vögel ihre Nester in seinen Tempel machen, und daß man allerhand Unreinigkeiten neben ihn wirft. Da der Eichbaum dieses hörte, hörte er auf, zu klagen, und gab sich zufrieden.

Diese Fabel lehret, daß manche nicht die geringste Unreinigkeit, die man vor ihr Haus wirft, vertragen können, aber dazu stille schweigen, wenn Kirchhöfe und andere heilige Oerter aufs ärgste besudelt werden.

Die 114. Fabel.

Das unerwartete Ende des Affens.

Ein Affe, der einige Jahre ein Tanzmeister gewesen war, nunmehr aber, Alters wegen, keine Nahrung mehr hatte, entschloß sich aus Verzweife-

lung, sich zu ersäufen. In diesem Vorsatze stieg er auf ein hohes Ufer, um sich ins Wasser zu stürzen; weil aber an der Seite des Ufers ein Dornbusch war, so blieb er mit dem einen Beine darinnen hängen, und erhielt dadurch einen andern und langsamern Tod, als er erwartet hatte. Ein Adler, der damals vorbey flog, und diese Begebenheit mit ansahe, sagte darauf: Was henken soll, ersäuft in keinem Wasser. Ein Kukuk machte zum Andenken dieses Todesfalles folgenden Bichenvers:

Amtsmäßig hüpfte er aus dieser schlimmen Welt:
Hat größre Sprünge wohl ein Tänzer angestellt?

Diese Fabel lehret, es könne niemand derjenigen Todesart entgehen, die ihm bestimmt ist.

Die 115. Fabel.
Der Fuchs und der Wolf.

Aus dem Bidermann.

Ich habe oben die List des Fuchses erzählt, welche er gebrauchte, einen Bauer zu betrügen, indem er sich für todt vor den Bauerwagen legte, und etliche Hiebe mit der Fuhrmannspeitsche ausstund. Kurz darnach begegnete ihm ein magerer und hungriger Wolf, dem er denn erzählte, mit welcher Erfindung er sich der fetten Waare des Bauern bemeistert hatte, und er rieth dem Wolfe, seinem Beyspiele zu folgen; aber, sagte er: Du mußt mit Gedult etliche Hiebe mit der Wagenrunge aushalten, um

um dem Bauer in der Meynung, du wärest todt, zu bestärken. Der Wolf bedankte sich für die gute Unterweisung, und legte sich mit ausgestreckten Füssen vor den Wagen eben desselben Bauers. Der Bauer, dem der Streich des Fuchses noch in frischem Gedächtnisse schwebte, und nunmehr den Wolf in derselben Gestalt vor sich liegen sahe, sagte zu ihm: Ich bin einmal betrogen worden, aber ich will mich nicht mehr narren lassen. Weil er nun eine grosse eiserne Stange im Wagen hatte, so gab er dem Wolfe einen solchen Schlag damit, daß ihm alle Knochen knackten. Der Wolf, der dergleichen gewärtig war, hielt zween solche Schläge mit heroischer Standhaftigkeit aus; aber da der Bauer nicht aufhörte, auf ihn loszuschlagen, bis er ganz gelähmet war, so merkte der einfältige Wolf, daß er vom Fuchs war angeführet worden, und darauf schleppte er seine ganz zerschlagenen Glieder fort.

Diese Fabel lehret, man soll durch Schaden klug werden.

Die 116. Fabel.

Die Andacht der Wölfe.

Da der Schäfer Meliböus einsmals durch den Wald gieng, und gegen eine Höhle kam, hörte er ein erschreckliches Häulen und Seufzen. Er fragte darauf einen Wolf, der am Eingange der Höhle gleichsam Schildwacht stund, was dieses Seufzen bedeuten sollte? Der Wolf sagte darauf: Rede nicht so stark; meine Mitbrüder, die andern Wölfe, sind in ihrer Andacht, und ich bin hieher gestellet worden, um zu verhindern, daß niemand kommen,

und

und sie in ihrer Andacht stören möge. Der Schäfer, dem die boshafte Natur der Wölfe bekannt war, sagte darauf: Dergleichen Andacht wäre mit ihrer Lebensart wenig übereinstimmend, sonst würde es ihm sehr lieb seyn, wenn sie ein besserers Leben führen wollten. Die Schildwacht sagte: Das ist endlich ihr Vorsatz eben nicht; denn diese Stunde ist die gewöhnliche Pönitenzstunde, welche wöchentlich einmal gehalten wird. So bald die Andacht zu Ende ist, so nehmen sie ihre vorigen Handthierungen wieder vor. Der Schäfer sagte nunmehr: Wäre es nicht besser, sie beteten weniger, und lebten desto ordentlicher? Nein, antwortete der Wolf, wir können unmöglich mit rechtschaffener Andacht beten, wenn wir nicht wacker gesündiget haben. Je grösser die Missethaten sind, je eyfriger ist auch die Busse. Der Schäfer gieng darauf, durch diese Rede ganz verwirrt, fort; doch sagte er zuletzt bey sich selbst: Wenn ich der Sache recht nachdenke; so scheint es mir, daß es unter den Leuten in unserm Dorfe eben so zugehet.

Diese Fabel zeiget, daß man bey den meisten Menschen eine Abwechslung der Gottlosigkeit und der Andacht findet.

Die 117. Fabel.

Die Fischotter und der Fuchs.

Als die Fischotter sahe, daß der Fuchs mit den Hühnern und Gänsen so übel Haus hielte, warf sie ihm die Tyranney vor, die er gegen diese unschuldigen Kreaturen ausübete. Der Fuchs sagte darauf:

Sage mir doch, macht dich das Mitleiden oder die Misgunst zum Catecheten? Die Fischotter antwortete: Das pure Mitleiden. Frage nur andere Thiere, ob mir jemand dergleichen vorwerfen kann? Das ist dein Glücke, sagte der Fuchs, daß die Fische stumm sind; denn wenn sie reden könnten, würde man verzweifelte Historien erfahren, und die Kroniken der Fischottern würden eben so ärgerlich, als der Füchse ihre, werden.

Diese Fabel lehret, daß wenn jemand einen andern zurechte weisen will, derselbe erst vor seiner eigenen Thüre fegen müsse.

Die 118. Fabel.

Die Klage des Mondes.

Der Mond beschwerte sich einsmals bey seiner Mutter über die Hunde, die ihm ganze Stunden mit größter Bitterkeit anbelleten. Er meynte, dergleichen weder bey Thieren noch Menschen verschuldet zu haben. Die Mutter sagte darauf: Ey! meine Tochter! Nimm dieses nicht so sehr zu Herzen. Die Hunde sind mehr zu beklagen, die sich heiser bellen, als du, die du so weit von ihnen entfernt bist.

Diese Fabel lehret, daß die Scheltworte thörichter Leute zu verachten sind, denn sie schaden damit niemanden, als sich selbst.

Die 119. Fabel.

Die Klagen des Tygers.

Ein Tyger beschwerte sich über die Kürze des Lebens, und warf dem Schicksaal vor, es liesse gewisse gerin-

geringe und unedle Thiere, als Krähen und Hirsche drey Menschenalter erreichen, da die edelsten Thiere hingegen nur eine so kurze Zeit zu leben hätten. Ein Esel, der diese Klagen hörte, sagte darauf: Wenn Ew. Excellenz es nicht ungnädig aufnehmen wollen: so könnte ich ihnen sagen, man habe grössere Ursache, sich über das Schicksaal zu beschweren, weil es die Tyger, Bären, Wölfe und andere wohlgebohrne und schädliche Thiere so lange leben lässet. Ihr habet Tage genung zu leben, wenn ihr sie nur dazu anwenden wollet, was gut und nützlich ist. Ihr lebet zehnmal so lange als ein Hirsch, weil euere Aufführung zehnmal mehr Materie zu ärgerlichen Kroniken giebt.

Diese Fabel zeiget, daß die Menschen sich unbilliger Weise über die Kürze des Lebens beschweren: Das Leben ist lang genung, wenn es nur besser angewendet würde.

Die 120. Fabel, oder Historie.
Ein Spiel Karten.

Obschon diese Schrift nichts als moralische Fabeln enthält, so kann ich doch nicht unterlassen, eine wahrhafte obschon lächerliche Historie allhier anzuführen, welche sich unter der Regierung der Römisch-catholischen Königinn Maria in Engelland zugetragen hat. Nachdem diese Königinn gegen die Protestanten in Engelland erschrecklich gehauset hatte, fertigte sie den Dokter Cole mit einer Commißion nach Irrland ab. Da dieser Dokter auf seiner Reise in Chester in eine Herberge kam, ward er von einer Magistratsperson bewillkommet, dem er seine

ne Verrichtung bekannt machte; worauf er eine Schachtel aus seinem Reisecoffer langte, und sagte: Hierinnen liegt eine blutige Ordre gegen die Irrländischen Ketzer und Protestanten. Die Wirthinn im Hause, welche eine eifrige Protestantinn war, und über dieses noch einen Bruder, protestantischer Religion, in Dublin hatte, ward durch diese Rede, die sie mit anhörte, nicht wenig erschreckt. Sie nahm daher die Zeit so gut in Acht, und indem der Dokter der Magistratsperson das Geleite gab, öffnete sie die Schachtel, und legte statt der strengen Ordre ein Spiel Karten hinein. Cole setzte seine Reise fort, und kam den 7. October 1558. glücklich in Dublin an; wo er sich stracks aufs Schloß verfügte, und dem Stadthalter und der Regierung seine Commißion zu erkennen gab: worauf er ihnen das Kästchen übergab, in welchem, seiner Meynung nach, die Ordre war, und die der Sekretär ablesen sollte. Aber mit größter Verwunderung fand man nichts anders, als ein Spiel Karten, in Papier eingewickelt, darinnen. Da nun der Dokter heilig versicherte, es wäre darinnen eine schriftliche Ordre, die Protestanten zu verfolgen, gewesen, und er wüßte nicht, wo sie geblieben wäre, antwortete der Stadthalter: Wir müssen also auf eine neue Ordre vom Hofe warten; inzwischen können wir uns der Karten bedienen, und damit spielen. Dokter Cole kehrte darauf voller Scham zurück, um eine neue Ordre zu erhalten, welche ihm auch ertheilet ward. Allein, bevor er wieder nach Irrland kam, starb die Königinn Maria, und ihre Schwester Elisabeth, die gut protestantisch war, folgte ihr in der Regierung.

rung. Da höchstbemeldte Königinn diese Historie erfuhr, ließ sie das Weib vor sich fodern, welches diesen Streich gespielet hatte, und gab ihr eine jährliche Pension, weil sie dadurch die Irrländischen Protestanten gerettet hatte.

Aus dieser Historie siehet man, daß durch eine geringe und lächerliche Erfindung ein allgemeines Landesunglück abgewendet ward.

Die 121. Fabel.

Die Klage der Nacht über den Mond.

Die Nacht beschwerte sich einsmals über den Mond, und gab vor: Es wäre schon hart genung, daß die Sonne ihr Regiment unterbräche. Doch darein könnte sie sich noch schicken: indem die Sonne die Nacht Nacht bleiben liesse, und die Zeit unter sie in gleiche Theile theilte: aber daß der Mond sich so gar der Hälfte des andern Theiles zueignete, das wäre unerträglich. Jupiter rieth der Nacht, von einem so ungegründeten Vortrage abzustehen, indem er sagte: wenn die Sache vor einem ordentlichen Gerichte sollte verhandelt werden: so könnte sie ihre Herrschaft ganz und gar verlieren; denn man würde sie überzeugen können, daß sie denen Dieben und Räubern zu einem Deckmantel diente, unter welchem sie weit mehrere Missethaten ausüben würden, wenn solche der Mond durch seinen Schein nicht zuweilen verhinderte. Da die Nacht dieses hörte, gab sie sich zufrieden, und nahm ihre Klage zurücke.

Diese Fabel zeiget, daß der Mond nicht vergebens an den Himmel gesetzt ist, und daß er ehrlichen Leuten eben so nützlich ist, als er den Dieben und Räubern ein Schrecken einjaget.

Die 122. Fabel.
Von den Bienen.

Eine fremde Biene kam einsmals zufälliger Weise in einen andern Bienenstock, wo sie wohl und freundlich aufgenommen ward. Indem sie sich nun darinnen aufhielt, erkundigte sie sich um die Umstände und Lebensart in diesem Bienenstocke; diese fand sie nun schlecht und mitleidenswürdig, und der ganze Bienenstock schien ihr ein todter Körper ohne Seele zu seyn. Sie bemerkte nicht das geringste Zeichen der Ehrbegierde, der Munterkeit und der scharfsinnigen Wissenschaften; sie sahe überall schlechte und geringe Wohnungen ohne Zierath und Pracht. Kurz: alles, was sie erblickte, waren Zeichen der Unwissenheit und Armuth. Sie konnte sich daher aus Mitleiden kaum der Thränen enthalten, und sie gab diesen ihren Kummer den Bienen zu erkennen, indem sie sagte: Ich finde, daß diese eure Stadt wie ein wüstes Dorf gegen andere Bienenstädte aussiehet; in welchen alles in Wohlstand und Reichthum schwimmet, die die Früchte der Lebhaftigkeit, der Ehrbegierde und anderer herrlichen Eigenschaften sind, die sie sich ganz zu eigen gemacht haben. Sie fragte darauf, welche Götter und Göttinnen sie verehrten? Jene antworteten: Sie lebten unter dem Schutze derer Göttinnen der **Gerechtigkeit**, der Demuth, und Zufrie-

denheit. Sie sagte darauf: Das sind herrliche Göttinnen, die ihr verehrt, und welche euch eben in Verachtung und Armuth stürzen. Gebt nur diesen euern Beschützerinnen ihren Abschied, und nehmet statt deren unsere Götter an, in deren Schutze eure Stadt ein ganz anderes Ansehen bekommen wird. Die Götter, welche wir anbeten, sind die Ehrbegierde, die Wollust, der Reichthum, = = Jene sagten darauf: Dergleichen Götter führen ja Laster und Untugenden mit sich. Die Biene aber antwortete: Dasjenige, was ihr Laster nennet, sind just solche Eigenschaften, die uns den Wohlstand und alle Herrlichkeiten erwerben, mit denen unsere Stadt gesegnet ist. Darauf mahlte sie ihnen den Wohlstand ab, der sich in andern Bienenstöcken befand. Dadurch wurden die Bienen endlich so bewegt, daß sie beschlossen, dem Rathe der fremden Biene zu folgen, und diejenigen Göttinnen abzudanken, die sie bisher verehret hatten. Darauf ward eine grosse und allgemeine Versammlung gehalten, in welcher durch die meisten Stimmen für gut befunden ward, die Gerechtigkeit, die Demuth, die Zufriedenheit und die unschuldige Armuth aus der Stadt zu verweisen, und an deren Stelle die Ehrbegierde, die Wollust, den Reichthum und andere Göttinnen, welche von ihren Nachbarn verehret wurden, hinein zu rufen. Sie spürten auch stracks erwünschte Früchte davon; denn die Stadt ward in Geschwindigkeit sich selbst unähnlich, und mit den Lastern wuchs auch zugleich der Reichthum und der vermeynte Wohlstand. Handel und Wandel, Manufacturen, Künste, scharfsinnige Wissen-

schaf-

schaften, und alles, was nur eine Gesellschaft zu befestigen und zu zieren scheinet, kam in völligen Stand; so daß sie auch den Tag für heilig hielten, an welchem die fremde Biene zu ihnen gekommen war, die ihnen die Augen geöffnet und den Weg zum Wohlstande gezeiget hatte. Aber was geschah? Nach einiger Zeit merkten sie die Früchte dieses geschminkten Wohlstandes. Denn dem Reichthume, der Wollust und der Ehrbegierde folgten der Neid, der Aufruhr, Gewalt, Raub, Mord, unbekannte Krankheiten, welche aus dem Ueberflusse und unzähligen andern Unglücken entstanden. Zuvor hatten sie in ihrer Armuth genung; denn sie waren vergnügt. Nunmehr hingegen litten sie bey allem Reichthume Mangel, indem sie niemals vergnügt waren, weil ihnen immer nach mehrern Gütern dürstete. Kurz: der ganze Bienenstock ward in eine Räuberhöhle verwandelt: so, daß darinnen nichts anders anzutreffen war, als dasjenige, was man splendida miseria, äusserlichen Glanz und Zierrath, aber inwendiges Elend und Armuth, nennet. Dieses verursachte, daß sie endlich für gut fanden, denen neuen Göttern ihren Abschied zu ertheilen, und die alten aber wieder zurück zu rufen. Und dadurch kam die Stadt wieder in ihre vorige Ordnung.

Man siehet, daß diese Fabel dahin gehet, das Lehrgebäude eines Mandeville niederzustürzen, welcher in der bekannten Fabel von den Bienen (Fable of the bees) die Nothwendigkeit der Laster und Untugenden zu erweisen bemühet ist.

Die 123. Fabel.

Der Esel wird geadelt.

Der Esel ließ sich einsmals adeln, und diesfalls brüstete er sich unter seinen Mitbrüdern und andern Thieren. Eine Elster, die dieses hörte, sagte darauf: Ein Esel kann durch nichts verändert werden, er mag auch eine Gestalt annehmen, welche er will, man mag ihn adeln oder zum Dokter machen, er wird doch immer ein Esel bleiben.

Diese Fabel erkläret sich selbst.

Die 124. Fabel.

Die Verwandlung der Gans, des Schweines und der Katze.

Ein Mann verlor in einem Jahre drey Töchter, deren Verlust gieng ihm so sehr zu Herzen, daß er vor Gram und Kummer fast gestorben wäre. Jupiter erbarmte sich seines elenden Zustandes, und ließ ihm durch den Merkur wissen, die ersten drey Thiere, welche ihm begegnen würden, sollten in artige Jungfern verwandelt werden. Dieses geschah auch. Das erste, was ihm begegnete, war eine Gans, und diese ward sofort in eine Jungfer verwandelt. Das andere war eine Sau, und diese erhielt eben diese Gestalt. Das dritte war eine Katze, und diese ward auf eben diese Art verwandelt. Der Mann ließ sie alle drey mit grossem Fleisse unterweisen, als wenn sie von ihm selbst herstammten. Nach einiger Zeit wurden sie verheyrathet.

rathet. Der Vater besuchte darauf seine Schwiegersöhne, um zu hören, wie sie mit ihren Weibern zufrieden wären? Der erste sagte: Seine Frau wäre gänzlich nach seinem Sinne, nur dieses, sagte er, ist an ihr auszusetzen, daß sie ein wenig dumm ist. Das heist nichts, sagte der Schwiegervater, das hat sie von ihrer Mutter. Der andere rühmte an seiner Frau manche gute Eigenschaften, und sagte: es fehlte ihr nur dieses, daß sie etwas säuisch wäre. Das hat nichts zu bedeuten, sagte der Vater, ihre Mutter war eben so. Der dritte sagte: Meine Frau ist ein Muster einer rechtschaffenen und artigen Frau, aber sie hat doch einen besondern Fehler, und zwar diesen: so oft sie des Nachts eine Maus oder eine Ratte höret, so springet sie aus dem Bette, und läuft ihnen nach. Eben diese Gewohnheit hatte auch ihre Mutter, sagte der Schwiegervater.

Diese Fabel zeiget, daß die Natur über die Auferziehung gehet.

Die 125. Fabel.

Der Esel, ein Richter.

Ein Fuchs begegnete einsmals einem Esel, der sehr betrübt, mager und elend aussahe. Der Fuchs sagte zu ihm: Dein Ansehen giebt starke Arbeit und schlechtes Futter zu erkennen. Du hast Recht, antwortete der Esel, ich diene bey einem Bauer, der mir wenig zu essen, aber viel Arbeit, giebet. Der Fuchs sagte darauf: Warum erwählest du nicht eine andere Handthierung? Mein Unglück ist, sag-

te der Esel, daß die Natur mir und meinen Mitbrüdern ihre Gaben versaget hat. Höre, sagte der Fuchs, du besitzest ja Ehrlichkeit. Das ist wahr genung, antwortete der Esel, aber mit dieser Tugend kommt man in der Welt nicht weit. Hast du nicht gehört, sagte der Fuchs, daß die Ehrlichkeit die vornehmste Eigenschaft eines Richters ist? Das ist wahr genung, versetzte der Esel, wenn sie mit dem Verstande verbunden ist. Der Verstand thut nichts zur Sache, sagte der Fuchs, man kann nicht sagen, daß ein Urtheil ungerecht ist, wenn es von einem ehrlichen Richter ausgesprochen wird. Die Hauptsache bestehet darinnen, daß du keine Person ansiehest, und daß du diesfalls, wenn du auf deinem Richterstuhl sitzest, die Augen zumachest, und, wenn du, indem die Sachen vorgetragen und verhandelt werden, in Schlaf verfallen kannst, so ist es desto besser; denn auf diese Weise kann dich niemand der Partheylichkeit beschuldigen. Das kann ich leicht thun, sagte der Esel. Gut! sagte der Fuchs darauf. Nun ist dein Glücke schon gemacht, und du sollst gar bald eben so fett werden, als du in dem Bauerhofe bist mager geworden. Der Fuchs führte ihn darauf in ein leeres Gerichtshaus, und bat ihn, sich um nichts weiter zu bekümmern, als wie er mit verschlossenen Augen fein ehrbar auf dem Stuhl sitzen könnte, und darauf gieng er lachend fort. Auf dem Wege begegnete ihm der Bauer, dem der Esel zugehörte, und welcher ihn fragte: ob er nicht einen Esel gesehen hätte, der ihm weggekommen wäre? Der Fuchs sagte: Ich sahe vor kurzen einen Esel, und dieser gieng hier in dieses

Haus.

Haus. Der Bauer verfügte sich dahin, wo er den Esel, auf dem Richterstuhle mit geschlossenen Augen sitzend, fand. Er rief ihn darauf so laut, daß der Esel aufwachte, zu dem er sagte: Was Henker hast du hier zu bestellen? Der Esel antwortete: Ich sitze hier, und richte. Es scheint, sagte der Bauer: daß du hier sitzest und träumest; ich sehe ja niemand, den du richten könntest. Man soll auch nichts sehen, sagte der Esel, denn mein Lehrmeister Michel hat mir gesagt, die Gerechtigkeit wäre blind. Ich merke wohl, sagte der Bauer, daß du dumme Kreatur nach Gewohnheit bist genarret worden. Hierauf stieß er ihn vom Richterstuhle, und prügelte ihn nach Hause.

Diese Fabel lehret, daß, obschon die Ehrlichkeit die vornehmste Eigenschaft eines Richters ist, doch damit allein nichts auszurichten ist, wenn sie nicht durch Verstand und Wissenschaft begleitet wird.

Die 126. Fabel.
Der Teufel und der Fuchs.

Der Teufel und der Fuchs bestimmten einsmals demjenigen einen gewissen Preis, welcher den andern am meisten narren könnte. Sie benennten auch einen gewissen Ort, wo sie die Probe machen wollten. Der Fuchs erschien zur bestimmten Zeit an diesem Orte, aber der Teufel blieb aussen. Man meynt, seine Mutter, der die List des Fuchses bekannt war, hätte ihm abgerathen, zu erscheinen. Es ist nicht zu beschreiben, was für einen grossen Namen dieses dem Fuchse zuwege brachte. Er ward stracks

darauf für den Oberpolitikus erkläret, und alle Thiere, auch so gar seine Feinde, mußten gestehen, er habe diese Würde mit Recht verdient; denn kann wohl eine grössere Probe der Politik und Staatsklugheit abgeleget werden, als daß er den Teufel von der Schule geschlagen hatte?

Die 127. Fabel.

Der Wolf entschuldiget sich vor Gericht.

Der Wolf ward einsmals einer grossen Missethat beschuldiget, und vor Gericht geführt, wo er sollte verurtheilet werden. Er erkühnte sich nicht, die That zu läugnen, allein er schob die Schuld auf den Waldteufel, Aßidämon, auf dessen Eingeben und Versuchung, welcher kein schwaches Thier widerstehen könnte, sie geschehen wäre. Der Biber, der ein vernünftiger Richter war, dorfte zwar die Macht des Waldteufels nicht läugnen, weil der gemeine Mann dieselbe durchgängig glaubte. Er fällte daher das Urtheil folgender Gestalt: Der Affe, als der Scharfrichter des Waldes, sollte dem Angeklagten ein Ohr abschneiden, und dieser sollte hernach bey seinem Hauptmanne, Aßidämon, seinen Regreſs suchen, der ihm ein anderes Ohr wieder geben sollte. Dieses Urtheil ward überall gepriesen, weil die Strafe so eingerichtet war, daß gegen die Orthodoxie des Waldes nicht verstossen ward.

Diese Fabel lehret, man könne dem Schuldigen erlauben, den Teufel zu citiren, den Dieb aber doch aufhenken.

Die 128. Fabel.

Ein anderes vernünftiges Urtheil des Bibers.

Ein Luchs, der kurz darnach vor eben denselben Richter war angeklaget worden, wollte seiner Missethat damit ein Färbchen anstreichen, daß er sagte: Es wäre schon längst voraus bestimmet gewesen, daß sie hätte geschehen sollen, und niemand könnte dem Schicksaale widerstehen. Der Biber that den Ausspruch: Es sollten dem Luchse zur Strafe beyde Augen vom Affen ausgestochen werden; dabey sagte er: die Strafe wäre so wohl als die Missethat voraus bestimmt gewesen, und man könnte dem Schicksaale eben so wenig in dem einen, als in dem andern, widerstehen.

Diese Fabel enthält mit voriger Fabel einerley Lehre.

Die 129. Fabel.

Die Klagen der Thiere und Vögel.

Jupiter schickte einsmals den Merkur hinab in den Wald, um die Klagen der Thiere und Vögel anzuhören. Es fanden sich darauf eine grosse Menge bey ihm ein, und ein jedes hatte etwas, worüber er sich beschwerete. Der Adler sagte: Warum habe ich keine solche musikalische Stimme, wie die Lerche? Die Lerche sagte: Warum kann ich es nicht so weit bringen, wie die Nachtigall? Der Habicht sagte: Warum habe ich kein so prächtiges Gefieder, wie der Pfau? Der Pfau sagte: Warum habe ich keine solchen Füsse, wie der Habicht? Der

Affe beschwerte sich darüber, daß er nicht mit der Stärke des Löwens begabet wäre. Der Löwe fragte: Warum er nicht solche Hände hätte, wie der Affe? Der Wolf beschwerte sich darüber, daß er nicht so listig wäre, wie der Fuchs, und dieser, daß sein Fell nicht die Schönheit des Tygers hätte. Der Ochs beklagte sich, daß sein Kopf nicht die Aehnlichkeit des Bibers hätte, und der Biber, daß er nicht mit den Hörnern des Ochsens begabt wäre. Nachdem nun Merkur diese und andere Klagen angehört hatte, sagte er: Ihr sollt alle erhöret werden. Ein jedes klagendes Thier soll die Gestalt und Eigenschaft desjenigen erhalten, das er beneidet. Der Adler soll in eine Lerche verwandelt werden, der Habicht in einen Pfau, und der Pfau hingegen in den Habicht. Der Wolf soll ein Fuchs werden, und der Fuchs ein Tyger, und so ferner; daß also keines fernerhin Ursache haben soll, sich über seine Gestalt zu beschweren, und dem andern die seinige zu beneiden. Auf diese Rede erfolgte ein allgemeines Stilleschweigen, und alle stunden mit niedergeschlagenen Köpfen, und sahen die Erde stier an; denn ein jedes fieng an, nachzudenken, daß es dasjenige, was es auf der einen Seite gewinnen würde, auf der andern wieder verlieren würde. Der Adler brach das Stilleschweigen am ersten, und sagte zum Merkur: Gnädiger Herr! Ich will annoch bleiben, wie ich bin. Ihm folgten so fort die andern, und ein jedes bat, es mögte seine bisherige Gestalt behalten. Ja alle, bis auf den Maulwurf, sagten: sie wären mit ihrer Gestalt vergnügt. Hierauf nahm Merkur Gelegenheit, ihnen ihre unbedachtsamen Wün-

sche und Ansuchungen zu verweisen, und gab ihnen zu erkennen: Jupiter würde inskünftige seine Ohren nicht so leicht zu ihren Bitten herab neigen.

Diese Fabel kann auf die unbeständigen und misvergnügten Menschen angewendet werden, welche selbst nicht wissen, was sie seyn, oder was sie haben wollen.

Die 130. Fabel.

Vom Affen, der sich den Tod wünschte.

Ein alter Affe, der von Krankheit und Alter abgemattet war, wünschte sich jeden Tag den Tod. Nachdem er nun einige Zeit Abends und Morgens diesen Wunsch wiederhohlet hatte, fand sich endlich der Tod in der Höhle des Affens ein, und fragte: Ob hier nicht ein alter Affe, Namens Morten, wohnte? Der Affe ward über diese Erscheinung erschreckt, und antwortete: Nein, er wohnet hier nicht, er ist mein Nachbar, der in der näheſten Höhle wohnet. Der Tod sagte: Die Wünsche sind aus dieser Wohnung gekommen. Der Affe sagte darauf: So müssen sie von meiner Frau gekommen seyn. Darauf gieng der Tod fort, und sagte: Ich dachte es wohl, daß es nicht dein Ernst war.

Diese Fabel lehret, daß manchen Menschen, die den Tod am oftesten rufen, bey der Ankunft desselben am meisten bange ist, so, daß sie bey seiner Ankunft mit dem Affen sagen: Gehe zuvor zu meinem Nachbar.

Die 131. Fabel.

Dem Wolfe mislinget die List gegen die Schaafe.

Da der Wolf gehört hatte, auf welche Art die Katze die Mäuse beschnellt hatte, indem sie sich ihren Balg färben ließ; so suchte er nach ihrem Beyspiele die Schaafe zu überraschen. Er wickelte sich daher in eine Schaafshaut, und legte sich auf einen Weg, wo er wußte, daß einige Schaafe herkommen würden. Die Schaafe liessen sich durch die Kleidertracht betrügen, und näherten sich ihm ohne Furcht; sie würden ihm auch ohnfehlbar eine Beute geworden seyn, wenn er das Maul gehalten hätte. Aber, da er sich bemühte, sie mit süssen Worten zu locken, daß sie sich ihm nähern mögten, merkten sie, daß es keine Stimme eines Schaafes war, sondern daß ein Wolf unter diesen Schaafskleidern verborgen lag. Diesfalls riefen sie stracks den Hund um Hülfe, und der Wolf mußte sich mit der Flucht retten. Als der Fuchs, dem man diese Historie erzählt hatte, den Wolf hernach begegnete, sagte er: Mein guter Isegrim! Warum hieltest du nicht dein Maul? Deine Stimme verrieth dich. Si tacuisti, Philosophus mansisses.

Diese Fabel lehret, daß manche durch eine Rede zur Unzeit diejenigen Dinge einbüssen, die sie durch Stilleschweigen erlangen würden. So gieng es auch einen Jüten; dieser, als er an einem grossen Feste sahe, daß alle, welche deutsch redeten, und dem Thürwärter:

Mach

Mach auf! zuriefen, eingelassen worden, näherte sich der Pforte, und sagte: A er ogsaa en Tydsker, Farlille! *

Die 132. Fabel.

Die Sittenlehre des Fuchses, über welche er im Walde ein Collegium privatissimum gehalten.

Nachdem der Fuchs von seiner Gelehrsamkeit unterschiedene Proben abgeleget, und sich das Jus publice docendi erworben hatte, so verfassete er ein Systema Politico-Morale, welches er wöchentlich dreymal allen Thieren und Vögeln erklärte. Er hatte überdieses noch eine gewisse Stunde ausgesetzt, in welcher er ein Collegium privatissimum laß. Für dieses nahm er doppelte Bezahlung, und niemand weigerte sich dieses; weil die Grundsätze, welche er darinnen erkläret, sehr deutlich und denenjenigen von grossen Nutzen waren, welche in der Welt fortkommen wollten. Diesfalls will ich nur einige Artikel anführen, aus denen man von den übrigen urtheilen kann:

Art. 1. Wenn du in Zank geräthst, so mußt du gegen diejenigen, welche geringer sind, offensive handeln, gegen deines gleichen defensive, und gegen deine Obern mußt du nachgeben, und einem Hierophiten oder Heiligen mußt du dich auf Gnade und Ungnade ergeben.

2. Nimm

* Dieses heißt im Deutschen: Ich bin auch ein Deutscher, liebes Väterchen!

2. Nimm eine Ohrfeige von einem mächtigen Thiere mit Dank an, damit du einem geringen zwo dafür geben kannst. Laß dich von einem Grossen reiten, damit du auf einem Kleinen reiten kannst.

3. Weil die Wahrheit überall verhaßt ist, und manchen ins Unglücke gestürzet hat: so mußt du dieser Tugend den Abschied geben.

4. Drehe den Mantel nach dem Winde, und werde einer Mühle ähnlich, die solchergestalt eingerichtet ist, daß man mit allen Winden mahlen kann.

5. Wenn du Anstösse oder ein Nagen des Gewissens bey dir verspürest, so suche sie bey Zeiten zu dämpfen, damit sie nicht einwurzeln; denn wenn sie in deinem Herzen Wurzel fassen, so entstehet daraus eine Schwindsucht, die niemand wieder vertreiben kann. Das Gewissen ist eine schwere Last, und hindert manche auf dem Wege zur weltlichen Ehre und zum Glücke.

6. Triff nicht, wornach du zielest; sage nicht, was du meynest, und befleißige dich darauf, daß sich das Herz niemals mit dem Munde vereiniget.

7. Befleißige dich darauf, die Eigenschaften zu erlangen, die, wie du merkest, dein Aufkommen befördern, und die in der Mode sind.

8. Tugenden, welche nicht mit demjenigen, was man den Nutzen nennet, begleitet sind, sind Laster und keine Tugenden.

9. Laß

9. Laß die Eigenliebe den Grundstein und den Bewegungsgrund aller deiner Unternehmungen seyn.

10. Befleißige dich mehr auf den Schein, als auf das Würkliche, mehr zu scheinen, als zu seyn; denn zu seyn, wie man scheinet, hat keinen Nutzen, indem die Leute nicht weiter als auf die Zähne sehen.

11. Laß deinen Wahlspruch beständig diesen seyn: **Ich bin ein ehrlicher Mann.** Und wenn dieses niemand glauben will: so rufe den Teufel zum Zeugen an. Das ist: versiegele ihn mit einem körperlichen Eid.

12. Willst du stehlen, so stiehl so, daß du dich freykaufen kannst; denn man hänget nicht gerne andere, als nur kleine Diebe.

13. Befleißige dich, diejenigen durch gute Worte auf deine Seite zu locken, die dir Dienste thun können, und spare keine Titel; denn man kann sich in der Grösse derselben gar nicht versehen.

14. Wenn dir eine Ehrenstelle angeboten wird, so verbirg dich hinter den Busch; denn dadurch bähnest du dir den Weg zu mehrern und grössern Ehrenstellen.

15. Nimm selbst keine Geschenke und Gaben an; aber deiner Frau mußt du diese überlassen, damit du allezeit dein Gewissen und deinen Eid frey behältst, und sagen kannst, du hättest reine Hände.

16. Vermahne deine Frau zur Keuschheit, und deine Thüre schliesse vor dem gemeinen Mann zu; aber wenn etwa ein grosser Patron deinem Hause eine Ehre erzeigen will: so laß alle Thüren offen stehen; denn wirst du auf diese Art ein Hahnrey, so kannst du dir deine Hörner vergölden lassen.

17. Mache dir in der Religion kein Bedenken; aber halt dich blind zu der herrschenden Sekte, so lange als sie auf dem Throne sitzet; denn es ist sowohl darinn als in der Kleidertracht das sicherste, sich nach der Mode zu richten.

18. Bemühe dich nicht, die Wahrheit zu erforschen, aber glaube, was dir befohlen wird, zu glauben; denn das erste ist sowohl gefährlich als beschwerlich, das andere hingegen sicher und bequem, ja oft bähnet es den Weg zur Canonisation.

19. Befleißige dich darauf, Reichthum zu sammeln, und bekümmere dich nicht darum, auf welche Art es geschiehet; denn ein Pfund ist ein Pfund, es mag nun gestohlen oder verdient seyn.

20. Wenn du nichts hast, so suche Credit zu machen, und deine Gläubiger mögen sich hernach um die Bezahlung bekümmern.

21. Wenn du etwas verschenkest, so ertheile die Verehrung demjenigen, von dem du sie doppelt wieder bekommen kannst.

Diese sind die vornehmsten Artikel der Sittenlehre des Fuchses, in welcher er die vornehmsten

Thiere unterwies, vornehmlich diejenigen, welche ihm sein Collegium privatissimum wohl bezahlen konnten. Er ließ sie von einem Affen aufschreiben, der bey dem gemeinen Volke im Walde Schulhalter war, und sich zum Abschreiben dergleichen Werke gebrauchen ließ. Er wollte aber doch keine Abschrift davon ausgeben, damit das Werk nicht so gemein werden, und seinen Preis verlieren mögte. Doch glaubt man, der Teufel habe einsmals mit List eine Copie davon erwischt, zumal da man befunden hat, daß er dieselben Lehrsätze unter den Menschen fortgepflanzet hat.

Die 133. Fabel.

Der Affe, ein gekrönter Poet.

Der Affe machte einsmal einen Vers, dieser ward für ein Muster der Waldpoesie angesehen, und alle schwuren darauf, er wäre der größte Poet, den der Wald seit langer Zeit herfürgebracht hätte. Er ward auch dafür herrlich belohnet; denn er ward mit einer poetischen Krone gekrönet, und mit prächtigen und glänzenden Titeln, und unter andern mit dem Namen eines Sohnes des Phöbus und Apollo, gezieret; so daß er alles erhielt, was sich nur eine Kreatur wünschen konnte, ausgenommen Essen und Trinken; denn daran litte er allein Mangel. Er merkte solchergestalt, daß in gewissen Lobeserhebungen, Krönungen, Ehrentiteln und poetischen Belohnungen keine Realität sey, und daß sie einem hungrigen Magen ein schlechter Trost wären, und diesfalls sagte er gemeiniglich zu denenjenigen,

die ihm Glück wünschten: Laudatur & alget. Endlich, weil es ihm um seinen täglichen Unterhalt und um seine Nahrung zu thun war, beschloß er, den Wald zu verlassen, und seine Zuflucht zu den Menschen zu nehmen; aber er fand eben dieselben dürren Belohnungen, die er von den Thieren erhalten hatte. Aus dieser Ursache mußte er zuletzt, um nicht vor Hunger zu sterben, einen geringen und verachteten Dienst annehmen, und aus einem gekrönten Poeten ward er in den Bratenwender eines Advocaten verwandelt.

Diese Fabel zeiget das schlechte Schicksaal der Poeten.

Die 134. Fabel.
Der Bär, ein Kanzler.

Der Bär ward einsmals mit dem Titel des Kanzlers beehret. Ueber diese unvermuthete Würde verwunderten sich die andern Thiere, und eine Zeitlang war dieses im Walde die Materie aller Unterredungen: ja einige wollten die Sache gar nicht glauben. Unter diesen Ungläubigen war auch ein Wolf; dieser fragte den Fuchs, ob es wahr wäre? und sagte, er könnte es gar nicht begreifen. Hierauf antwortete der Fuchs: Das begreife ich gar wohl; denn er bekommt keine Besoldung.

Diese Fabel zeiget, man müsse keinem einen Ehrentitel misgönnen, wenn er keinen Lohn dafür geniesset. Solchergestalt, als das Schneidergelag einsmals seinem Boten den Sekretärtitel ertheilte, und der Aeltermann darüber angesprochen ward, gab er zur Antwort: Wir geben ihm hingegen keinen Lohn.

Die 135. Fabel.
Der Hirsch und die Katze.

Ein Hirsch ward im Walde bey allen Thieren sehr beliebt; niemand konnte die rechte Ursache einer so allgemeinen Gewogenheit begreifen, zumal da er sich selbst wenig Mühe gab, sie zu erlangen; denn in seinem Umgange und in seiner Aufführung war unterschiedenes, woran sich der eine oder der andere stossen konnte: aber entweder konnten sie diese Fehler nicht sehen, oder sie entschuldigten sie. Allein, als er sich hernach bemühete, sich einigemale durch eine besondere That herfür zu thun, die ihm hätte Ehre, Ruhm und die Gunst aller Thiere erwerben sollen, erkennte sie nicht einmal jemand, vielmehr bemühten sich alle, sie entweder zu verringern, oder durch schlechte Auslegungen anzuschwärzen; solchergestalt wurden ihm wirkliche Tugenden zu Fehlern gemacht. Der Hirsch ward darüber ganz verwirrt gemacht, weil er weder das eine noch das andere begreifen konnte. Er vertrauete darauf seine Gedanken einer alten, vernünftigen und in dem Laufe der Welt erfahrnen Katze. Selbige sagte darauf zu ihm: Lieber Freund! ich merke, daß du die Welt nicht recht kennest, und keinesweges weißt, was Misgunst und Neid auswirken. Niemand läuft grössere Gefahr, die Gunst der Thiere und Menschen zu verlieren, als derjenige, welcher sich bestrebet, sie durch glänzende Tugenden zu gewinnen.

Diese Fabel lehret, daß die Moral der Katze ganz wohl gegründet ist, und daß sie durch unzählige Beyspiele

aus der Geschichte und aus der Erfahrung bestärket werde. Aber, obschon der Weg zur Tugend rauh und beschwerlich ist, und preiswürdige Thaten gemeiniglich von dem Neide begleitet werden: so darf man sich doch durch nichts abschrecken lassen, vielmehr soll man bedenken, daß die Tugend erst mit Recht den Namen der Tugend verdienet, wenn sie mit dem Schaden des Tugendhaften ist recht bewähret worden.

Die 136. Fabel.

Des Bauern Gespräch mit den Kaninichen.

Ein Bauer redete einsmals mit einem Kaninichen, und fragte nach dem geistlichen und weltlichen Zustande des Waldes. Das Kaninichen unterrichtete ihn darinnen, und sagte, die kleinen und schwachen Thiere würden von den grossen und starken unterdrückt. Der Bauer antwortete, es gienge unter den Menschen eben so zu. Ferner sagte das Kaninichen: Man achtet nicht mehr auf Tugend und Verstand; denn ein Esel kann eben so gut fortkommen, als das vernünftigste Thier. Das geschiehet auch unter den Menschen, versetzte der Bauer; denn manche wichtige Aemter werden von zweybeinichten Eseln bekleidet. Gewisse Thiere, sagte das Kaninichen, hecheln unter uns die Sünden und Missethaten durch, die sie doch alle Tage selbst begehen. Eben dieses geschiehet bey uns auch, sagte der Bauer. Thorheit und Eitelkeit, sagte das Kaninichen, nehmen bey uns mit dem Alter zu. Auf ein Haar bey uns auch, versetzte der

Bauer; denn die Menschen werden erst recht toll, wenn sie alt sind. Bey uns, sagte das Kaninichen, regieret unter andern diese Thorheit, daß gewisse Thiere etwas anders seyn wollen, als was sie würklich sind; als zum Exempel, ein Esel bemüht sich, ein Elephant zu heissen, und eine Eule will eine Nachtigall seyn. Wie ähnlich sind wir doch einander in allen Dingen? antwortete der Bauer. Bey uns wollen diejenigen, welche schiefbeinicht und krumbucklicht sind, wohlgebohren heissen. Die Heyrathen unter den Thieren, sagte das Kaninichen, sind nichts anders als eine Handelschaft; denn man fraget weder nach Tugend noch Verstand, sondern allein, was man zum Besten hat? darum geht es auch oft so, wie es geht. Darinnen sind wir einander auch gleich, versetzte der Bauer; denn die Menschen, welche sich verheyrathen wollen, fragen nicht nach der Person, sondern nach der Aussteuer; darum geht es auch so, wie es geht. Ich will nun nicht mehr nach den Sitten und nach der Lebensart der Thiere fragen, sagte der Bauer, aber sage mir, welchen Glauben hat man im Walde? Hier sind eben so viele Religionen, antwortete das Kaninichen, als Arten und Geschlechter der Thiere und Vögel sind. Und bey uns, sagte der Bauer, vornehmlich in grossen Städten, sind eben so viel Religionen als Köpfe; aber welche Religion, fuhr er fort, wird unter euch für die rechte gehalten? Man hält dafür, sagte das Kaninichen, der rechte Glaube sey derjenige, welcher in allgemeinen Versammlungen durch die meisten Stimmen für gut und für den rechten ist angenommen und er-

kannt worden. Aber, man findet unzählige Thiere und Vögel, welche ihn gleichwohl nicht annehmen und erkennen wollen, daß auch darüber grosse Unruhen entstanden sind; doch sind gewisse ganze Geschlechter von Thieren ohne den geringsten Skrupel so glaubig, daß sie alles, was durch die meisten Stimmen ihnen, zu glauben, auferlegt ist, für wahr halten; denn man höret unter den Austern, Schnecken und Maulwürfen von keinen Religionsstreitigkeiten.' Und aus diesen Ursachen werden sie mit dem Titel der orthodoxen Kreaturen beehret. Gleichen Ruhm, sagte der Bauer, giebt man auch unsern Bauern und Kohlenbrennern. Darauf nahm er Abschied vom Kaninichen, und bedankte sich für den guten Unterricht.

Die 137. Fabel.

Des Affens ungegründete Klage.

Der Biber verfassete einsmals ein Schauspiel, in welchem er auf eine kurzweilige Art die Fehler und Thorheiten der Thiere und Vögel überhaupt abschilderte. Alle rühmten dieses Werk, indem sie es nicht allein für unschuldig, sondern auch für nützlich hielten. Nur allein der Affe beschwerte sich sehr heftig darüber, und sagte: das ganze Werk zielte auf ihn. Er nahm sich daher vor, eine Klage über den Verfasser einzugeben, und er fragte einen Bär um Rath: was er für Satisfaction verlangen könnte? Der Bär sagte darauf: Lieber Morten! Ich wollte wohl darauf schweren, der Verfasser habe nicht an dich gedacht. Bedenke lieber, daß

es fast eine Unmöglichkeit ist, eine Komödie zu machen, ohne in allen Auftritten einen Affen zu treffen. Der Affe versetzte: Wenn ich kein Recht erhalten kann: so will ich selbst ein Schauspiel verfertigen, um mich an dem Biber zu rächen. Ach! ach! sagte der Bär: Es ist leichter eine Komödie über einen Affen zu schreiben, als daß ein Affe selbst eine verfertigen sollte.

Die 138. Fabel.

Von einem gefangenen Bär.

Ein Bär ward einsmals wegen einer Missethat gefangen genommen, und in ein kleines und schwaches Gefängniß gesetzt. Als der Fuchs dieses sahe, sagte er zu den Wächtern: Ihr bewacht das Gefängniß, daß der Gefangene nicht entfliehen soll, bewacht lieber den Gefangenen, damit das Gefängniß nicht entläuft.

Die 139. Fabel.

Die moralischen Reden des Storchs und Habichts.

Der Pfau setzte einsmals demjenigen einen Preis, welcher die nachdrücklichste Rede über eine gewisse moralische Materie halten würde. Verschiedene Vögel liessen sich darauf hören; aber keiner that sich so treflich hervor, als der Storch und Habicht; denn ihre Reden waren so stark ausgearbeitet, daß die meisten Zuhörer nicht errathen konnten, welchem

der Preis zukäme. Nachdem die Proben zu Ende waren, ward dem Storche der Preis zuerkannt. Darüber beschwerte sich der Habicht sehr heftig, indem er vorgab, seine Rede könnte vor einem unpartheyischen Richter der Rede des Storchs allemal das Gleichgewichte halten. Aber man gab ihm zur Antwort: daß man, obschon beyde moralische Reden an sich selbst gleich gut wären, doch beyden nicht einen gleichen Werth beylegen könnte, weil die eine von einem unschuldigen Storche, die andere aber von einem Raubvogel, wäre gehalten worden.

Diese Fabel lehret, daß, wenn zwo Personen einerley Sachen verrichten, die Sache doch nicht einerley ist. Die Predigten desjenigen thun die beste Wirkung, dessen Leben mit seinen Lehrern übereinstimmet.

Die 140. Fabel.

Der letzte Wille des Wolfs.

Da ein Wolf durch eine langwierige Krankheit war so ausgezehret worden, daß er merkte, sein Stundenglas wäre ausgelaufen, so ließ er seine Kinder rufen, die er zur Tugend ermunterte, und, in seine Fustapfen zu treten, ermahnte. Er sagte unter andern: Ihr wisset, lieben Kinder! daß ich den Göttern stets den zehnten Theil von aller Beute geopfert habe, die ich gemacht habe, und daß ich diesfalls mit gutem Gewissen sterben kann. Seine Frau, die gleichfalls gegenwärtig war, sagte darauf: Diese Vermahnungen wären unnöthig, weil sie versichert wäre, die lieben Kinder würden dem

Beyspiele ihres Vaters getreulich nachfolgen, so wohl im Rauben, als im Opfern.

Die 141. Fabel.

Die Ratte wird von den Mönchen in den Bann gethan.

Eine Ratte, die sich in einer Klosterkirche aufhielt, und einsmals war überwiesen worden, daß sie eine Bibel, die auf dem Altare lag, benaget und verdorben hatte, ward dieser Uebelthat wegen von den Mönchen mit dem Kirchenbanne beleget. Die Ratte appellirte von diesem Gericht an den Prälaten des Ortes, und bewies durch Zeugen, daß dieses ein Buch war, welches die Mönche niemals brauchten, und daß es also gleichviel seyn könnte, ob es durch Ratten oder Milben verzehret würde. Der Prälat fragte darauf: ob sie die Altartücher beschädiget hätte? und da er hörte, daß sie diese nicht berührt hatte, sagte er: Auf diese Art ist ja kein Schade geschehen. Darauf sprach er die Ratte frey, und erlösete sie vom Kirchenbanne.

Diese Fabel lehret: Daß die Kirchenzierathen in gewissen Klöstern in höhern Werthe als die Bibeln sind, die sie gar nicht brauchen.

Die 124. Fabel.

Geistliche Gaben.

Da einsmals im Walde ein grosses Unglück geschehen war, wodurch verschiedene Thiere in das

äusserste Elend geriethen, liessen die Beschädigten um eine Collecte anhalten, welche ihnen auch bewilliget ward. Alle Thiere, vom Löwen an bis zu dem geringsten Gewürme waren willig, etwas nach ihrem Vermögen zu geben; aber niemand war freygebiger, als die Hierophiten oder die heiligen Schlangen; denn ihre Gaben waren groß und überflüßig, und bestanden nicht in vergänglichen Dingen, sondern in Wünschen und in tausend Seegen, die kein Geld überwiegen konnte.

Diese Fabel zielet auf die Mönche und Geistlichen, die sich von allgemeinen Beschwerungen und Schatzungen frey machen, indem sie sagen: ihre Wünsche und ihre Gebete können denen Gaben und dem Beytrage aller andern Stände die Wage halten, und zugleich vorgeben, sie wären zu nichts anders verpflichtet, ob sie schon in dem größten Wohlstande und Reichthume leben.

Die 143. Fabel.

Zweene Marketenter.

In einem Kriege, welcher zwischen zwo Nationen geführet ward, befanden sich in einem derer Kriegsheere zweene Bierschenken, als Marketenter. Die Gezelte dieser beyden waren dichte an einander. Der eine Bierschenke hatte in seinem Gezelte eine Tonne sehr gutes Bier, welches er im Lager ausschenken wollte, und rief denen Vorbeygehenden öfters zu: Hier ist schön Bier, die Kanne für vier Schillinge. Der andere, welcher bereits ausgeschenket hatte,

dachte darauf, wie er auf Unkosten seines Mitbruders dieses Handels theilhaftig werden könnte. Er bohrte daher in die andere Seite der Tonne, die an sein Gezelt stieß, ein Loch, und rief: Schön Bier, drey Schillinge die Kanne! darauf liefen alle in das Gezelt, wo der beste Kauf war. Der erste konnte nicht begreifen, warum der andere den Preis so bald fallen liesse, dadurch ihm die Nahrung verdorben ward. Er blieb dennoch einige Zeit bey dem vorigen Preise; allein da ihm dieses zu lange währete, mußte er sich endlich dazu bequemen, mit seinem Nachbar einerley Preis zu halten. Er rief daher nunmehr: Hier ist auch schön Bier, drey Schillinge die Kanne. Aber da er es nun ausschenken wollte, ward er innen, daß das Bier ausgezappet, und die Tonne leer war.

Diese Fabel zeiget den Weg zum sichersten Handel.

Die 144. Fabel.

Die Kritik des Fuchses über die Promotion zweener Affen.

Zu der Zeit, da die Thiere reden konnten, waren unterschiedene derselben bey den Menschen in Diensten. Man findet eine Historie von zweenen Affen, welche in einer grossen Stadt in Diensten stunden: der eine war Schneider und der andere Schlachter. Nachdem sie ihre Handthierung einige Zeit getrieben hatten, wurden sie sie müde, verliessen die Menschen, und begaben sich in den Wald zurück, wo sie sich bemühten, andere anständigere Verrichtungen

zu erhalten. Sie erreichten auch ihre Absichten; denn der eine ward nach einiger Zeit Rathsherr, und der andere ward zum Dokter in der Medicin erkläret. Alle diejenigen Thiere, welche wußten, daß der eine ein Schlachter, der andere aber ein Schneider gewesen, trieben mit diesen Promotionen ihren Spott; aber ein Fuchs, der dieses hörte, meynete, daß auf diese Beförderungen nichts zu sagen wäre; denn, sagte er, wenn ein Schlachter ein Arzt wird, so übet er gewisser Massen seine vorige Handthierung noch aus, und bleibet bey dem Schlachten, und was kann richtiger seyn, als einen Schneider zum Rathsherrn zu machen? Man weiß ja, daß die Justiz mehr und mehr verschleuset, und wenn sie nun ein Loch bekommen hat, so muß es ja von einem Schneider gestopft werden.

Die 145. Fabel.

Der Tod und die Katze.

Der Tod fand sich bey einer Katze ein, der er ankündigte, sie müßte die Welt verlassen. Die Katze bat ihn, ihr nur noch ein wenig Zeit zu lassen, daß sie Busse thun könnte. Der Tod ließ sich überreden, und gieng diesesmal wieder fort. Die Katze nahm darauf von ihrer Frau, von ihren Kindern, von ihrer Familie und von ihren guten Freunden Abschied, und begab sich in das näheste Mönchskloster, wo sie sich als ein eyfriger Büßender in die Vorraths- oder Speisekammer des Klosters verschloß, und daselbst die Zeit mit Essen und Beten

zubrach-

zubrachte. Nachdem sie nun in dieser Busse speckfett geworden war, daß sie auch in der Fettigkeit dem Prior des Klosters selbst nichts nachgab, stellte sich der Tod aufs neue ein. Die Katze bat um einen längern Aufschub, um ihre Busse zu Ende zu bringen. Ach! sagte der Tod: Ich sehe aus deiner Gestalt, daß du ein vollkommener Büßender bist, und daß man dir die Canonisation nicht abschlagen darf: daher ist es deine bequemste Zeit, daß du stirbest. Hierauf schleppte er die Katze fort.

Diese Fabel zeiget, wie wichtig die Busse der Mönche ist.

Die 146. Fabel.

Der Streit zwischen der Medicin und Chirurgie.

Die Medicin ließ einsmals die Chirurgie vor Gericht fordern, um auf alle Beschuldigungen, die ihr von jener vorgeworfen wurden, zu antworten, weil sie ihr in ihre Verrichtungen gegriffen, ihr ihre Nahrung entzogen und durch gewaltsame Hülfsmittel unzählige Patienten ins Grab gebracht hätte. Die Chirurgie ließ sich durch diese Beschuldigungen nicht erschrecken; vielmehr ließ sie die Medicin ebenfalls vor Gericht fodern, und beschuldigte sie, sie habe mehr einen eigenen Nutzen, als die Genesung der Patienten zur Absicht, und ihre methodische Kuren wären nur dahin gerichtet, die Krankheiten in die Länge zu ziehen, und die Besoldungen zu erhöhen. Alles kam darauf in eine heftige Bewegung. Beyde Partheyen hatten einen grossen Anhang, insbesondere

die

die Medicin, denn diese ward von allen Apothekern unterstützet, die bey so viel Recepten und bey den methodischen Kuren, ihre Rechnung fanden. Da diese Streitigkeiten der Natur zu Ohren kamen, ließ sie die streitenden Partheyen vor sich fodern, und vermahnete sie, einen Zank bey Seite zu setzen, durch den sie beyde ihre Nahrung einbüssen würden. Sie sagte: Ihr seyd ja in euern Gewissen selbst überzeugt, daß nur ich die meisten Krankheiten heile, und daß ihr gemeiniglich nichts anders dabey zu thun habt, als mich und mein Amt zu verwirren. Gewiß, wo ihr euern Streitigkeiten kein Ende machet: so bringe ich dieses alles zu euerer Beschämung an den Tag, und beweise diese meine Beschuldigung durch das Beyspiel ganzer Nationen. Da die streitenden Partheyen dieses hörten, nahmen sie ihre Klagen wieder zurück, und schlossen einen Vergleich, des Inhalts: die eine sollte der andern durch die Finger sehen. Und dabey ist es bis auf diesen Tag geblieben.

Die 147. Fabel.

Die Klage der Theologie, eingegeben in einer allgemeinen Versammlung der Kirche.

Unter allen Wissenschaften war vor Zeiten keine in geringern Ansehen, als die Theologie. Sie bestund nur in einigen wenigen Artikeln, war einfältig in der Kleidertracht, gieng beständig zu Fusse aus einem Lande ins andere, und ward von den andern

Wissenschaften nur über die Achseln angesehen, die sie nicht einmal grüssen wollten, wenn sie ihr etwa begegneten. Dieses konnte endlich die Theologie nicht länger erdulden, und diesfalls gab sie bey einer allgemeinen Kirchenversammlung eine Klage ein, worinn sie darthat, wie unanständig es wäre, daß sie, da man sie doch billig eine Königinn aller Wissenschaften nennen sollte, beständig zu einer so armseligen und verachteten Tracht sollte verbunden seyn, da sich die andern täglich in grossem Staate und mit einer prächtigen Begleitung sehen liessen. Die Kirchenversammlung fand, daß die Klage der Theologie wohl gegründet war, daher ward durch die meisten Stimmen beschlossen, sie sollte sich künftig nach ihrem Stande aufführen. Seit dem hat sie die Gestalt angenommen, in welcher man sie noch siehet. Sie ist mit einem unzähligen Anhange vereiniget, und mit so vielen prächtigen Auszierungen verbrämet worden, daß man fast nicht mehr sehen kann, worauf sie sich gründet. Der Glaube ist daher zwar wohl geringer worden, aber die Glaubensartickel haben desto mehr zugenommen.

Die 148. Fabel.

Das Schicksaal der Historie.

Die Historie ward einsmals ihres Amtes entsetzet. Die Ursache ihres Falles war diese: Alle Stände hatten sich lange über ihr Verhalten beschweret. Könige und Fürsten stiessen sich an ihre Dreustigkeit, und zwar daran, daß sie diejenigen Heimlichkeiten, deren sich sonst niemand dorfte merken

ken lassen, an den Tag brachte, und daß sie die Fehler, welche die Hofleute, Minister und andere als Tugend und Zierathen abmaleten, mit den rechten Farben bezeichnete. Die Minister und Generale beschwerten sich darüber, daß sie ihre Aufführung mit allzulebendigen Farben abmalete. Die Hofleute, daß die Historie ihnen die Masken abnähme, und zeigete, wie wenig sich die Potentaten auf ihre geschminkten Worte und Reden verlassen könnten. Die hohen Schulen, weil sie ihnen zeigete, daß sie sich wegen schlechter Sachen, an denen niemanden etwas gelegen wäre, herum zankten, Bücher über solche Materien schrieben, die sie selbst nicht verstünden, oder über solche Dinge urtheilten und Erläuterungen machten, die niemalen würklich vorhanden gewesen wären. Der Kaufmannsstand, daß sie seine listigen Streiche und Betrügereyen bekannt machte, die unter ihm im Schwange giengen, und wie man daher die Leute warnen müsse, damit sie sich in Acht nähmen. Der Bauer konnte nicht leiden, daß sie von der Arbeitsamkeit ihrer Voraltern redete; denn dieses war, ihrer Meynung nach, nichts anders, als ihnen ihre Versäumniß und Faulheit vorwerfen. Die Geistlichkeit, daß sie der alten Kirchenväter Bedürfniß, Arbeit und Demuth beschrieb, von deren Tugenden die Nachkommen aus der Art geschlagen sind. Kurz: Alle Stände fanden sich durch die Aufführung der Historie beleidiget, und daher arbeiteten sie aus äussersten Kräften an ihrem Falle, und liessen nicht eher ab, bis sie sie von ihrem Amte vertrieben hatten. Die Historie gerieth dadurch in einen lenden Zustand, weil sie

kein

kein Handwerk gelernet hatte, womit sie sich ernähren konnte. In dieser Verwirrung mußte sie bey einem Schorsteinfeger Dienste nehmen; indem sie meynte, dieses Handwerk wäre das einzige, welches einige Uebereinstimmung mit ihrer vorigen Handthierung haben könnte, weil so wohl der Historienschreiber als der Schorsteinfeger Profeßion vom Fegen machen, der eine den Staat und die Kirche, der andere die Kamine und Schorsteine zu fegen. Nachdem sie eine Zeitlang in diesem verächtlichen Zustande gewesen war, erbarmeten sich endlich verschiedene über sie, und machten durch ihre Vorbitten, daß sie in ihr voriges Amt wieder eingesetzet ward. Aber dieses geschah doch nicht ohne harte Bedingungen, die sie gezwungen war, zu unterschreiben. Diese Bedingungen waren folgende: sie sollte künftig nichts anders beschreiben, als die Geburth grosser Herren, ihre Taufe, ihren Tod, ihr Leichenbegängniß, ingleichen andere Zufälle, als Feuer, Pest, Erdbeben, Finsternissen, Kometen, u. d. g. Es wurde ihr zwar auch erlaubt, Kriege und Feldschlachten zu beschreiben, aber ohne Beurtheilung, und ohne die rechten Ursachen des Krieges zu untersuchen. Auf diese Art ward die Historie eingeschränket, und dadurch ist sie in den Stand gekommen, in welchem sie anitzt noch ist, und darum haben wir stets, statt alter und nützlicher Geschichte, nichts als Tageregister und trockne Jahrbücher.

Die 149. Fabel.

Die Verwandlung der Gerechtigkeit.

Die Gerechtigkeit war weiland in schlechtem Ansehen, sie hatte kaum das tägliche Brod, und es fehlten ihr alle Mittel, andere in ihrer Nahrung gehörig zu unterstützen. Diese Armuth war so groß, daß sie keine Kleider auf dem Leibe hatte, und ganz nackend gehen mußte. Endlich, weil sie fruchtbar an Erfindungen war, so arbeitete sie daran, wie sie sich nach dem Beyspiele anderer Wissenschaften in Ansehen bringen könnte. Sie machte sich darauf an einen Philosophen, der sich mit moralischen Schriften reich geschrieben hatte, und nachdem sie ihm ihren Vorsatz eröffnet hatte, den er für möglich ansahe: ward er bey den Kaufleuten ihr Cautimiste, bey denen sie unterschiedene Zierrathen, Bordirungen, Chikanen und einige Stücke Formalitäten auf Credit ausnahm, mit denen sie sich darauf ausstaffirete. Da sie die Leute in solcher Pracht sahen, ward die Verachtung in Ehrerbietigkeit verwandelt, und sie erhielt also viele Verehrer. Ihre Kleider waren voller kostbaren Bordirungen, und ihre Schleppe war von Formalitäten sehr künstlich zusammen gesetzt, welche die Wirkung hatten, daß, wenn sie die Erde berührten, Advokaten, Protokollisten, Schreiber und Zungendrescher heraus wuchsen. Auf diese Art erhielt die Justiz eine neue Gestalt, und sie kam aus der äusersten Armuth in den größten Wohlstand. Ob das menschliche Geschlecht dabey gewonnen oder verlohren hat, davon mögen diejenigen, die Processe haben, urtheilen.

Die 163. Fabel.

Der Proceß zwischen der Wahrheit und Lügen.

Die Wahrheit hatte sich oft über die Lügen beschweret, und gezeiget, daß sie so wohl heimlich als öffentlich bemühet wäre, sie anzugreifen, und sie zu untergraben. Dieses hatte sie einigemale bey der Obrigkeit angegeben, aber sie hatte beständig keine andere Antwort erhalten, als daß man sie auf das Gesetzbuch und Recht des Landes verwiese. Diesfalls mußte die Wahrheit endlich dazu schreiten, und gegen die Lügen gerichtlich einkommen, in welcher Klage sie fest darauf bestand, die Lügen wäre wegen ihrer schändlichen und ärgerlichen Aufführung nicht würdig, das Recht der Bürgerschaft in einer Stadt zu geniessen. Da nun die Lügen wußte, daß diese Beschuldigungen wohl gegründet waren, und befürchtete, ein hartes Urtheil zu erhalten: so fragte sie den Teufel in dieser Sache um Rath. Der Teufel rieth ihr darauf, einen alten akademischen Disputator zum Advokaten anzunehmen, der wüßte am besten, wie er sich seine Logik und Metaphysik zu Nutze machen könnte, um aus Weiß Schwarz und aus Schwarz Weiß zu machen. Diesem Rathe ward gefolget, und der Advokat vertheidigte die verzweifelte Sache der Lügen mit solcher Spitzfindigkeit, und trieb die Gegenpart mit so vielen Distinctionen so ein, daß die Lügen frey gesprochen, und die Wahrheit als temere litigans zur Bezahlung der Proceßunkosten und einer ansehnlichen Summe an die Ju-

stizkasse verurtheilet ward. Auf diese Art ward die Lügen, der man zuvor nur durch die Finger gesehen hatte, durch ein Urtheil autorisiret, zu lügen. Es ist nicht zu beschreiben, wie freudig der Teufel darüber ward; er feyerte den Tag darnach ein grosses Fest, welches sich mit einem lustigen Ballet endigte; und man saget, die Mutter des Teufels hätte, ungeachtet ihres hohen Alters und ihrer Hühneraugen, mit denen sie geplaget war, die ganze Nacht getanzt.

Die 151. Fabel.

Die Allianz zwischen der Philosophie und Mechanik.

Die Philosophie hatte auf einem hohen Schlosse in Griechenland ihre Residenz. Das Schloß war mit tiefen Graben umgeben, und an der Pforte stund beständig eine Wache, um zu verhindern, daß nicht ein jeder frey hinein gehen mögte. Sie lebte also nach der Weise der morgenländischen Könige, die sich nur selten sehen lassen, und sich mit niemanden, als blos mit ihren Favoriten in Bekanntschaft und Gemeinschaft einlassen. Ihre Gestalt war immer einerley, so daß sie an Fettigkeit weder zu noch ab nahm. Sie schien auch, ganz gesund zu seyn, allein, zuweilen griff sie eine Obstruction an, und der Arzt rieth ihr, selbiger bey Zeiten vorzubeugen. Aber sie glaubte, die Sache wäre von keiner Erheblichkeit, und sie wollte sich also niemals dazu bequemen, Medicin zu gebrauchen. Doch, als die Obstruction mehr und mehr zunahm, ließ sie sich zulezt überreden,

den, zu mediciniren; indem sie sich einige Favoriten bedienete, die, ihrer Meynung nach, einige Kenntniß der Medicin besässen. Aber die Arztneymittel, die ihr von ihnen eingegeben wurden, thaten gar keine Wirkung, vielmehr nahm die Obstruction beständig überhand. In diesem Zustande ward ihr gemeldet, es wohne in der Vorstadt eine gemeine Matrone, Namens Mechanik, welche vorgäbe, sie wollte der Philosophie ganz gewiß helfen, wenn sie nur ihre Arztneymittel gebrauchen wollte. Die Mechanick ward darauf ersuchet, zu ihr zu kommen, und sie fand sich auch auf dem Schlosse ein, nebst einem Apothecker, der Experiment hieß. Diese beyde unterzogen sich der Kur, und man bemerkte stracks eine wundersame Wirkung ihrer Mittel; denn die Krankheit ward nicht nur vertrieben, sondern die Philosophie erhielt auch neue Kräfte, und eine neue Gestalt, so, daß sie auch denenjenigen unbekannt vorkam, welche sie zuvor gesehen hatten. Dadurch bekam sie eine solche Liebe zur Mechanik und zum Experiment, daß sie sich ganz mit ihnen vereinigte, und ihnen freye Wohnungen auf dem Schlosse einräumte, auch ohne ihren Rath nichts unternahm. Die Früchte davon waren diese, daß die Philosophie in den herrlichen Stand gekommen ist, in welchem wir sie noch sehen.

Diese Fabel lehret, daß die Alten keinen sonderlichen Fortgang in der Philosophie annehmen konnten, indem sie sich mehr darauf befleißigten, die Lehren ihrer Voraltern zu erklären und zu verfechten, als sie zu untersuchen, und durch Erfahrungen ein grösseres Licht darinnen aufzustecken. Sie verachteten auch die Me-

chanik, die sie einem Philosophen für unanständig hielten, und zu den gemeinen Handwerken rechneten. Da doch die Erfahrung zeiget, daß die Mechanik die größten Entdeckungen in der Philosophie verursachet hat.

Die 152. Fabel.

Der Rangstreit unter den Wissenschaften.

Die Republik gab einsmals eine grosse Abendmahlzeit, und dazu lud sie alle Wissenschaften ein. Sie gab ihrer Hofmeisterinn Befehl, die Gäste nach ihrer Würde an die Tafel zu setzen. Aber man merkte darauf, daß die Tugend und die Gelehrsamkeit nicht allezeit mit einander verbunden sind; denn es erhub sich unter ihnen ein heftiger Streit des Ranges wegen, welcher sich nicht eher, als nach einer blutigen Schlacht endigte. Die Theologie verlangte die Oberstelle; sie sagte: Ich wollte gerne mit dem niedrigsten Platze zufrieden seyn, aber ich darf der Kirche ihr Ansehen nicht vergeben. Die Philosophie meynte, daß, weil sich die Religion auf die gesunde Vernunft gründete, sie den obersten Platz haben müsse. Die transcendentalischen Wissenschaften glaubten ohne Streit die oberste Stelle zu bekommen. Die Rhetorik erschöpfte alle ihre Künste, ihr Recht zu beweisen, und sprach mit einer solchen Stärke, daß einige von den andern schon bereit waren, sich zu ergeben. Darauf tratt die Mathematik auf, und sagte: Man hat genug Plauderey gehöret. Will man auf die Gewißheit und

Gründlichkeit einer Wissenschaft sehen: so kann mir niemand den Rang streitig machen. Kurz: die eine wollte der andern nichts nachgeben, und der Streit nahm solchergestalt zu, daß sie sich einander in die Haare fielen, und niemand ließ dabey grössere Hitze sehen, als die Philosophia moralis; denn sie schlug mit einer so unbändigen Wuth drauf los, daß sie mit zerrissenen Kleidern und blauen Augen zurück kam. Das Gastgebot ward also getrennet; allein, damit doch die Speisen mögten verzehret werden, ließ die Republik Soldaten, Matrosen und Bauern einladen, welche sich ohne Umstände in guten Frieden zu Tische setzten, und als gute Freunde wieder von einander schieden.

Die 153. Fabel.

Die Zwistigkeit zwischen der Metaphysik und dem Ackerbaue.

Die Metaphysik und der Ackerbau begegneten einsmals einander auf einem Hohlwege, und weil keine der andern ausweichen wollte: so sagte die Metaphysik zum Ackerbaue: Hört, Mütterchen! wißt ihr wohl, wer ich bin, und wißt ihr wohl, wer ihr selbst seyd? Ja, gewiß, sagte der Ackerbau. Ich habe die Ehre, die Madame zu kennen, und ich weiß ihre Verrichtungen, die meistentheils mit den Verrichtungen eines gewissen Kaysers überein=kommen, der sich eine gewisse Zeit des Tages mit dem Fliegenfange vertrieb. Diese spitzige Antwort erbitterte die Metaphysik solchergestalt, daß sie sich

mit Macht durchdrängen wollte, aber, weil der Ackerbau stärker und nachdrücklicher war, so erhielt dieser die Oberhand, und setzte seine Reise fort. Hierüber entspann sich ein Proceß zwischen diesen beyden Damen, und dieser Proceß ward vor der Pedanterie, die in selbigen Jahre das Richteramt verwaltete, geführet. Das Urtheil war dieses Inhalts: Der Ackerbau, als die geringste Wissenschaft, sollte nunmehr unter die gemeinen Handwerke gerechnet werden, und es ward ihm verbothen, sich in der Versammlung der höhern Wissenschaften einzufinden. Der Ackerbau, welcher durch dieses Urtheil solchergestalt war verhöhnet worden, konnte diesen Spott nicht verdauen, und diesfalls ward er freywillig landflüchtig, ohne daß einige andere akademische Wissenschaften ihn, im Lande zu bleiben, zu überreden suchten. Sie meyneten vielmehr, das Urtheil wäre nicht scharf genung, weil die Verwegenheit, welche der Ackerbau gegen eine so hohe und vornehme Wissenschaft, als die Metaphysik war, ihrer gemeinschaftlichen Ehre und Reputation nachtheilig zu seyn schien. Solchergestalt triumphirete die Metaphysik über ihre Feindinn, und sie gab ihre Freude durch ein prächtiges Gastgebot zu erkennen, welches sie darauf ausrichtete. Aber die Freude währte nicht lange; denn man merkte im folgenden Jahre bereits die betrübten Wirkungen von der Entfernung des Ackerbaues. Weil die Erde ungebauet lag; so fieng das Korn, solchergestalt zu steigen, an, daß niemand, als nur die reichsten Leute, vermögend war, selbiges zu kaufen. Ja, das Elend nahm so zu, daß manche vor Hunger

starben,

starben, und man sagt, die Metaphysik nebst ihrer Schwester der Logik hätten sich zuletzt von ihren Pelzröcken und Pantoffeln Suppen kochen müssen. Aus diesen Ursachen mußte man sich vor dem Ackerbaue demüthigen, ihn zurück rufen, und ihm eine Stelle in der ersten Klasse der Wissenschaften einräumen. Dadurch kam alles wieder in den vorigen Stand. Die Pedanterie ward, wegen ihres ungegründeten Urtheils, ihres Richteramtes entsetzet, und Ars Critica ward an ihre Statt zum Richter ernennet.

Die 154. Fabel.

Die Ratte und der Tod.

Der Tod fand sich einsmals bey einer alten und betagten Ratte ein, und meldete ihr, ihre Zeit wäre vorhanden, abzureisen. Die Ratte weigerte sich zwar nicht, zu sterben; sie beschwerte sich nur darüber, daß ihr dieses nicht durch vorhergehende hinlängliche Ahndungen und Warnungen wäre verkündiget worden. Der Tod hielt ihr darauf vor, wie schlecht gegründet ihre Klage wäre, und sagte: Mein guter Glirius! du hast ein so hohes Alter erreichet, als irgend eine Ratte erreichen kann; du siehest, daß deine Mitbrüder, einer nach dem andern, bald auf diese bald auf jene Art umkommen; du siehest die Katze alle Tage im Hause, und sprichst doch: dein Tod wäre dir nicht vorher angedeutet worden. Die Ratte konnte nichts dagegen einwenden, und darum ergab sie sich willig dem Tode.

Diese Fabel lehret, wie wenig die Menschen befugt sind, gegen die unvermuthete Ankunft des Todes Einwendungen zu machen, da sie doch in einer jeden Stunde des Tages solche Sachen vor Augen haben, die sie daran erinnern; und daß sie also beständig reisefertig seyn, und sich zum Abschiede von der Welt bereiten sollen.

Die 155. Fabel.

Zweene Ziegenböcke stossen sich mit einander.

Zweene Ziegenböcke, die für die größten Philosophen im Walde gehalten worden, geriethen einsmals, obschon nur aus geringen Ursachen, in eine so heftige Streitigkeit, daß sie einander zum Zweykampfe heraus forderten. Ein Schaaf, welches sahe, wie sie sich stiessen, näherte sich ihnen darauf, und sagte: Schämet ihr euch nicht? Ihr haltet euch selbst für grosse Philosophen, und vermahnet andere Thiere, ihre Affekten zu bezwingen, gleichwol lasset ihr eine solche Unvollkommenheit sehen? Die Böcke antworteten darauf: Wir sind nur Philosophen in der Theorie, aber nicht in der Ausübung. Und darauf setzten sie ihren Kampf fort.

Diese Fabel gehet auf solche Leute, welche sich einbilden, sie wären Philosophen; da die Erfahrung doch zeiget, ihr Studiren habe sie wohl gelehrter, aber nicht besser, gemacht.

Die 156. Fabel.

Die Rhetorik und der Nordwind.

Die Rhetorik, ob sie schon unter allen Wissenschaften den wenigsten Grund hat, ward vor einiger Zeit durch die Häuchelen gewisser Leute so verderbet worden, daß sie anfieng, die andern über die Achseln anzusehen, und damit sie höher und ansehnlicher würde, als sie selbst war, so schafte sie sich ein paar Stelzen an, deren sie sich in Versammlungen und beym Spazieren bediente. Da sie nun einsmals in diesem Aufzuge erschien, ward sie von einem starken Nordwind angegriffen, der sie mit solcher Gewalt übern Haufen blies, daß ihre Röcke eine halbe Ele höher als ihre Knie waren. Dieser Zufall gieng ihr sehr zu Herzen, zumal da eben damals ein Kavalier bey ihr vorbey gieng, der darüber nicht wenig lachte. Sie redete diesfalls den Nordwind sehr hart an, und warf ihm vor, wie wenig Respekt er einem Frauenzimmer erzeigte, vornehmlich in Gegenwart junger Mannspersonen. Der Nordwind antwortete darauf: Meine liebe Frau! Ich bin von wenig Complimenten. Ich verrichte mein Amt, wenn ich Befehl, zu wehen, erhalte. Und wenn ihr ja ein Schimpf wiederfahren ist, so mag sie die Schuld nicht mir, sondern ihren Stelzen, beymessen. So geht es, setzte er hinzu, wenn man aus Hochmuth eine Ele länger seyn will, als man eigentlich ist. Wäre sie auf ihren Füssen, wie andere Leute, gegangen: so wäre sie wohl aufrecht stehen geblieben.

Diese Fabel zielet auf die Eitelkeit der Redekunst, und zeiget, daß ihr die alten Griechen und Römer ohne Ursache einen eben so grossen Werth, als den andern nützlichen Wissenschaften, ertheilet haben.

Die 157. Fabel.

Des Bibers Aufführung im Richteramte.

Ein Biber hatte durch sein, einige Jahre fortgesetztes, Studiren eine solche Kenntniß der Natur erlanget, daß ihm die Eigenschaften aller Thiere, Vögel, Insekten, Bäume und Pflanzen bekannt waren. Der grosse Name, den er sich durch diese Gelehrsamkeit erworben hatte, verursachte, daß man ihm ein ansehnliches Richteramt antrug, und er weigerte sich auch nicht, solches anzunehmen, weil er glaubte, er wäre auch höhern und wichtigern Bedienungen gewachsen. Allein, seine Urtheile waren so ungereimt und so wenig gegründet, daß alle Thiere ihren Spott damit trieben; ja, er merkte selbst, daß er zu einem solchen Amte nicht geschickt genung war, daher legte er es freywillig nieder, und sagte: Hätte ich mich mit etwas wenigern Fleiß auf die Untersuchung der Natur der Insekten und Pflanzen gelegt, und mich hingegen etwas mehr darauf beflissen, mich selbst zu kennen: so würde ich mich eines Richteramtes nicht unterzogen haben.

Diese Fabel zielet auf diejenigen, welche alles, nur nicht sich selbst, kennen.

Die

Die 158. Fabel.

Die Astrologie wird von dem Fuchs beschämet.

Die Astrologie fiel einsmals in ihren besten Kleidern in den Rennstein, und rief den Fuchs, der eben vorbey gieng, um Hülfe. Der Fuchs sagte, er wollte ihr gerne helfen, allein, da heute eben ein Tag im Monate wäre, an welchem man, nach den Regeln der Astrologie, nichts wichtiges vornehmen müßte: so könnte er diesesmal nicht zu ihren Diensten seyn; wenn sie aber bis nach den Untergang der Sonne warten wollte: so wollte er ihr mit Vergnügen zur Hand gehen. Sonst aber, setzte er hinzu, verwundere ich mich darüber, daß du, der du doch das Schicksaal anderer voraus sehen kannst, nicht sehen kannst, was dir selbst bevorstehet.

Diese Fabel zielet auf die Eitelkeit der Astrologie, und zeiget, wie sehr sie zu verachten ist.

Die 159. Fabel.

Zweene Bullenbeisser.

Melamp und Phylax, zweene Bullenbeisser, wurden für die größten Grammatiker im Walde gehalten. Weil nun die Grammatiker hitzige und streitbare Helden sind, die oft, geringer Dinge wegen, Krieg mit einander führen: so war es kein Wunder, daß diese beyden gelehrten Personen einander auch in die Haare geriethen. Doch man

muß

muß auch gestehen, daß der Streit, welcher unter ihnen entstund, nicht, wie gewöhnlich, nichts bedeutende Sachen betraf, sondern die Materia litis war von ziemlicher Wichtigkeit; sie betraf nämlich die Punctation. Melamp behauptete: das Semicolon hätte keinen Nutzen, und man hätte allein am Colon genung. Phylax hingegen war anderer Meynung. Der Streit fiel endlich auf eine offenbare Schlägerey hinaus; denn sie griffen einander auf der Strasse mit solcher Hitze an, daß es schien, der Streit könne sich durch nichts, als durch beyder Tod und Niederlage, endigen. Verschiedene, so wohl Thiere als Menschen, liefen herbey, um diese beyden Helden von einander zu bringen. Aber sie konnten, weder durch gute Worte, noch mit Macht, etwas ausrichten; denn, ob sie schon zuletzt mit Prügeln und Stangen auf sie los schlugen, so blieb doch ein jeder der Streitenden bey seinem ersten Angriffe, und sie verliessen einander auch nicht eher, als bis sie alle beyde todt auf dem Platze lagen. Die meisten Thiere und Vögel tadelten und verurtheilten diese Handlung, und hielten dafür, ihr Andenken müsse in der Kronike des Waldes mit schwarzer Farbe bemerkt werden. Die grammatikalischen Thiere hingegen sahen sie für Helden und Märtyrer an, und diesfalls ward ihr Name ins Martyrologium Grammaticale eingeführt.

Diese Fabel lehret, daß unter allen Kriegen die Grammatikalischen die heftigsten und hartnäckigsten sind.

Die

Die 160. Fabel.

Der verwandelte Esel.

Ein Bauer führte einsmals einen Esel hinter sich her. Dieses sahen zweene Gaudiebe, die sich darauf vorsetzten, sich dieses Esels mit List zu bemächtigen. Sie schlichen sich also ganz unvermerkt hinter ihn, indem der Bauer singend fort gieng. Einer dieser Diebe machte den Zaum los, den der Esel um den Hals hatte, und übergab ihn seinen Mitbruder, der darauf dem Bauer damit folgte, da inzwischen der andere das Thier fort führte. Der Bauer, in der Meynung, sein Esel folgte ihm, wie zuvor, nach, setzte seine Reise ohne Argwohn singend fort. Endlich, da er etwas müde ward, nahm er sich vor, wieder zu reiten. Aber, als er sich umwendete, sahe er zu seinem größten Schrecken einen Menschen, der, statt des Esels, den Strick hielt. Dieses verursachte, daß er überlaut schrie. Der Dieb fiel darauf auf seine Knie, und dankte mit aufgereckten Händen dem Himmel, der sich seiner erbarmet, und ihm seine vorige Gestalt wieder gegeben hätte. Hierauf erzählte er dem Bauer, was er für ein Schicksaal gehabt hätte, und wie er von einer rachgierigen Hexe aus einem Menschen in einen Esel wäre verwandelt worden. Der Bauer ward durch diesen seltsamen Zufall bewegt, fiel gleichfalls auf seine Knie, und vereinigte sein Gebet mit dem Gebete des Diebes. Zuletzt gab er ihm einen Reisepfennig, und darauf ließ er ihn seine Strasse gehen. Indem dieses geschah, brachte der andere Dieb den Esel auf den Markt, um ihn zu verkaufen.

sen. Daselbst ward der Bauer, der auch auf dem Markte war, seinen Esel wieder gewahr; aber an statt daß er ihn sich hätte zueignen sollen, machte er ein Kreuz vor sich, kehrte ihm den Rücken zu, und sagte: Nun hat die verfluchte Hexe abermals ihre Kunst ausgeübt. Ach! ach! ich beklage den armen Mann. Die wahre Historie ward doch nachher bekannt, weil sich die Diebe selbst damit breit machten. Ein Poet nahm davon Anleitung, ein Schauspiel zu machen, welches den Titel: **Der verwandelte Esel**, erhielt, und mit derselben guten Aufnahme als **der verwandelte Bauer** gespielet ward.

Die 161. Fabel.

Der Drescher und der Hahn.

Einem hungrigen Drescher träumte in einer Nacht, er wäre zu einem grossen Gastgebote gebeten; aber just, da er sich niedersetzen und speisen wollte, krähete der Hahn so stark, daß er aufwachte, und die Speisen mit dem Schlafe verschwunden. Dieses jagete den Drescher gegen den Hahn so sehr in Harnisch, daß er beschloß, ihm den Hals umzudrehen. Der Hahn aber appellirte an den Bauer des Hofes, und sagte, er wollte sich seinem Urtheil unterwerfen; und dessen konnte sich der Drescher nicht entschlagen. Nachdem nun die streitigen Partheyen in Ansehung des Bauern compromittiret, und ihn zum Schiedsrichter angenommen hatten, brachte der Drescher seine Klage zuerst vor, und sagte: der Hahn habe ihn einer köstlichen Mahlzeit beraubet.

Der Hahn entschuldigte sich mit der Unwissenheit, indem er sagte: er habe nichts anders gethan, als daß er sein gewöhnliches Wächteramt verrichtet hätte. Der Drescher antwortete: Du hättest ja zum wenigsten so lange warten können, bis ich an dem ersten Gerichte meine Lust gebüsset hätte. Ich wollte gerne gewartet haben, sagte der Hahn, bis die ganze Mahlzeit wäre zu Ende gewesen, wenn ich gewußt hätte, was für Träume du hättest haben wollen, oder wenn ich die Wahrsagerkunst so gut, als die Musik, verstünde. Aber, sagte er ferner, hast du nicht zuweilen auch böse Träume? Ja, freylich, sagte der Drescher, viel genung, leider! So bemerke doch daher, sagte der Hahn, daß ich durch meinen Gesang, womit ich dich aufgeweckt habe, dir oft grosse Dienste gethan, und dich eben so gut aus manchem Unglücke errettet, wie ich dir itzt die Mahlzeit verdorben habe. Der Richter sahe nun wohl, daß der Hahn seine Sache mit Grund vertheidigte, und daß es billig sey, wie der Hahn sagte, das Gute mit dem Bösen zu vergleichen; doch damit er dem Drescher nicht so sehr vor den Kopf stossen mögte, fällte er dieses Urtheil: Der Hahn sollte hinführo, bey Strafe, den Drescher nicht mehr im Schlafe stören, wenn er einen so angenehmen Traum hätte; hingegen sollte der Drescher verbunden seyn, dem Hahne zu rechter Zeit des Abends zu melden, was ihm des Nachts träumen würde.

Diese Fabel zeiget, daß auf närrische Foderungen närrische Urtheile gehören.

Die 162. Fabel.

Der gefundene Schatz eines Geizhalses.

Ein alter reicher Knicker, der seinem eigenen Sohne den gehörigen Unterhalt versagte, verwahrete seinen Schatz in einem Loche einer Wand, das er vermauert hatte. Der Sohn, welcher Schulden hatte, und von seinem Vater keine Hülfe, seine Gläubiger zu vergnügen, erwarten konnte, gerieth dadurch in solche Verzweifelung, daß er beschloß, sich zu erhenken. Er nahm einen Strick und wollte ihn an der Wand befestigen; allein, als er den Nagel in die Mauer schlug, traf er just den Ort, wo der Schatz verschlossen war, dessen er sich denn stracks bemächtigte. An seine Stelle legte er einen Kieselstein, und ließ den Strick einem andern zurück, der Lust hätte, sich statt seiner aufzuhenken. Kurz darnach kam der Vater in die Stube herunter, wo er das Loch in der Wand, und einen Kieselstein statt des Schatzes darinnen fand; desfalls hieng er sich in der Verzweifelung mit demselben Stricke auf, den der Sohn zurück gelassen hatte. Da der Sohn dieses Trauerspiel erfuhr, sagte er: Ich habe meinen Vater nicht beraubet, denn ich habe, an die Stelle des Schatzes, einen andern gelegt, der ihm eben so nützlich war, als jener.

Diese Fabel lehret, daß ein Kieselstein mit dem Golde von einerley Werthe ist, wenn man dieses in die Erde vergräbet; und darum hat der Knicker nicht sagen können: er habe durch diesen Tausch etwas gewonnen oder verloren.

Die 163. Fabel.

Der Teufel und der Fuchs.

Der Teufel war von dem Fuchs gar oft betrogen worden, und dadurch war er ganz in Verachtung gekommen, diesfalls und weil er gegen dieses verschlagene Thier mit List nichts ausrichten konnte, nahm er sich vor, Gewalt zu brauchen. Durch diese Drohungen ließ sich doch der Fuchs nicht abschrecken, er stellte sich beherzt an, und bestimmte einen gewissen Tag und Ort zu einem Zweykampfe mit seinem Verläumder. Alle verwunderten sich über die Kühnheit des Fuchses. Der Teufel selbst lachte darüber, und fand sich ohne Sekundanten auf dem Wahlplatze ein. Nachdem er nun einige Zeit auf dem Fuchs, welcher nicht erschien, vergebens gewartet hatte, kam er auf die Gedanken, er müßte sich in dem Tage versehen haben, und daher sahe er in seinen Kalender nach, ob er gefehlet hätte. Er merkte daraus, wohin der Fuchs gezielet hatte; denn er fand, daß dieser Tag der erste April war; diesfalls gieng er beschämt fort, und das Gerüchte breitete sich überall aus: der Fuchs habe den Teufel aufs neue vexiret, und ihn April geschickt.

Die 164. Fabel.

Das Urtheil des Fischers zwischen zwo Seemeven.

Zwo Meven fanden einsmals am Strande eine Auster, die sich denn eine jede zueignen wollte. Die

eine sagte: sie habe sie zuerst gesehen; die andere hingegen: sie habe sie zuerst angerührt. In diesem Streite nahmen sie einem Fischer zum Richter an. Der Fischer, nachdem er die Sache angehört hatte, sagte: das Begehren beyder wäre gleich gut gegründet, und es wäre daher billig, die gefundne Auster in zweene gleiche Theile zu theilen. Dieses geschah, und er gab darauf der einen die eine Schale, und der andern die andere, das Inwendige aber behielt er zur Bezahlung für seine Mühe. Denn, sagte er, der Richter kann pro labore nichts weniger bekommen.

Diese Fabel lehret, daß durch Processe oft nichts anders gewonnen wird.

Die 165. Fabel.

Der Friede der Frauen. La paix des Dames.

Ich habe zuvor gezeiget, wie oft der Fuchs den Teufel getrillet hat, insbesondere, daß er ihn April geschickt. Der Teufel suchte darauf öfters Gelegenheit, dieses Thier zu überrumpeln, und setzte daher alle seine Verrichtungen einige Zeit auf die Seite, und ließ die Menschen so lange unangefochten, bis er seine Rache im Walde ausgeübet hatte. Seine Mutter merkte, daß dadurch die wichtigsten Sachen versäumet wurden, daher redete sie ihm einsmals sehr hart zu, und sagte: der Krieg, den du mit dem Fuchse führest, ist so wohl deiner Hoheit als deinem Alter unanständig. Stelle dir vor, daß du entwe-

der gewinnest, oder verlierest. Verlierest du, so hast du Schimpf und Schaden, und gewinnest du, so ist es ein solcher Sieg, dessen du dich nicht rühmen darfst. Nichts ist an einem alten vornehmen Manne thörigter, als wenn er sich mit dem gemeinen Pöbel aufleget; denn, wie es auch ausfällt, so verlieret er dabey. Der Teufel merkte, daß diese Erinnerung seiner Mutter ganz wohl gegründet war, und diesfalls bat er sie, sie mögte Friedenshandlungen vornehmen, und er wollte den Frieden hernach ratificiren; denn, sagte er, es ist mir selbst nicht anständig, den ersten Schritt zu thun. Sie unterzog sich auch dieser Verrichtung ganz willig, und conferirte mit der Mutter des Fuchses so lange, bis durch dieser beyden Damen Vermittelung ein Vergleich unter denen streitigen Partheyen geschlossen ward, und zwar solchergestalt: der eine sollte sich in die Verrichtungen des andern nicht mischen, und der Teufel sollte allein dem Menschen, der Fuchs aber den Thieren, Schlingen stellen. Dieser Friede ward der Friede der Damen genennt, und man glaubt: er habe demjenigen Vergleiche zum Modell gedienet, welcher in diesen letzten Zeiten in Frankreich geschlossen worden, und gemeiniglich La paix des Dames genennet wird.

Diese Fabel lehret, wenn man mit seines Gleichen Krieg bekommt, so kann man ihm bewaffnet entgegen gehen. Wenn uns hingegen ein geringer und verachteter Gegner, der weder an Ansehen noch an Ruhme etwas zu verlieren hat, mit einer Fehde drohet, so muß man sich bemühen, ihn zufrieden zu stellen, und lieber einen Spott von ihm vertragen, als zu den Waffen

greifen, um einen Sieg zu erhalten, von welchem man keine Ehre hat.

Die 166. Fabel.

Der Wolf und der Hierophite.

Ein Hierophite, oder eine heilige Schlange, arbeitete einsmals daran, den Wolf zu bekehren. Er catechisirte eine ganze Stunde, und hielt ihm die Grobheit seiner Sünden vor, und vermahnte ihn, künftig ein anderes Leben zu führen. Der Wolf antwortete darauf folgendes: Ich kann Ew. Wohlehrwürden versichern, daß ich nichts böses dabey denke, aber man muß doch kein Sonderling seyn, sondern sich in die Mode schicken. Meine Mitbrüder würden mich für einen Pedanten halten, wenn ich ein Schaaf vorbey gienge, und ihm nur mit einem blossen Grusse begegnen wollte. Die heilige Schlange sagte darauf: Deine Mitbrüder sind eben so gut, als du. Ihr seyd alle miteinander Räuber, und wenn ich mit dir rede: so meyne ich das ganze Räuberpack. Der Wolf gab zur Antwort: Wenn ich mit einem heiligen Mönch rede, so meyne ich auch alle seine Mitbrüder; denn ihr seyd alle gleich heilig. Was willst du damit sagen, fragte der Hierophite, daß wir alle gleich gut sind? Ich will nichts anders damit sagen, sagte der Wolf, als daß wir uns alle, ein jeder nach seiner Art, ernähren. Wir jagen den Schaafen und Lämmern nach, und ihr habt andere eben so redliche Mittel. Fort mit dir, sagte der Hierophite, ich merke, es ist bey dir nicht der geringste Funke eines Gewissens. Und

ihr,

ihr, versetzte der Wolf, habet dessen vielleicht zu viel, so, daß es euch eine solche Obstruction verursachet, daß es nicht wirken kann. Einige haben gar kein Gewissen, und darum haben sie auch keine Regel, nach welcher sie sich richten können, andere aber haben einen so grossen Haufen des Gewissens, daß sie sich nicht darnach richten wollen. Ich mögte wohl wissen, welches unter diesen beyden am meisten straffällig wäre? Durch diese Rede ward der Hierophite stumm, und die Catechisation hatte ein Ende.

Diese Fabel lehret, daß derjenige, welcher andere bekehren will, zuerst vor seiner eigenen Thüre fegen müsse.

Die 167. Fabel.

Die Seemeve und der Fuchs.

Als die Seemeve sahe, daß der Fuchs unter den Hühnern, Gänsen und Enten eine grosse Niederlage anrichtete, sagte sie zu ihm: Schämst du dich nicht, mit unschuldigen Kreaturen, die dir nichts übels gethan haben, solchergestalt zu verfahren? Der Fuchs gab zur Antwort: Ich habe mich um dein Verhalten gegen die unschuldigen Fische erkundiget, und ich merke daraus: der See-Etat habe dem Land-Etat nichts vorzuwerfen.

Die 168. Fabel.

Die Unterredung des Wolfs mit einem andern Hierophiten.

Ich habe ein Gespräch zwischen dem Wolfe und einen Hierophiten erzählet, und gemeldet, wie es ausgefallen ist. Da sich dieses unter den andern heiligen Schlangen ausbreitete, daß einer ihrer Collegen vom Wolf war in Baroco gesetzt worden, setzte sich einer derer gelehrtesten und wohlredensten Hierophiten vor, denselben Wolf gänzlich einzutreiben. Es ward daher eine neue Unterredung gehalten, welche eben so merkwürdig, wie die vorige war, und in welcher sich der Wolf Isegrim neuer Argumenten zur Vertheidigung seiner Sache bedienete. Der Hierophite brachte anfangs dasjenige vor, was sein Vorgänger angeführet hatte, und darauf erhielt er dieselbe Antwort, nämlich, weil er ein Wolf wäre, so müßte er sich wie die andern Wölfe aufführen, denn ein jeder müßte nach seinem Stande leben, und darauf setzte er noch hinzu: sein Verhalten gegen die Schaafe, Lämmer, Gänse, u. d. g. gründete sich sowohl auf die Nothwendigkeit, als auf das Point d' honneur. Was? sagte der Hierophite, hältst du dieses für eine Ehre, unschuldige Kreaturen zu ermorden? Der Wolf versetzte: Lasset uns ein Exempel von den Menschen nehmen, welche die edelsten Kreaturen sind. Was würde man von einem Kriegsmanne urtheilen, welcher die Gelegenheit vor sich sähe, seine Feinde zu überrumpeln, aber aus Barmherzigkeit bey ihnen vorbey gien-

gienge? Würde er nicht von andern Kriegsleuten für einen Poltron gehalten werden? Das ist eine andere Sache, sagte der Hierophite, du redest von Feinden, denen ein rechtmäßiger Krieg durch die Manifeste angekündiget worden, und hier ist die Rede von unschuldigen Schaafen, die nichts Böses begangen haben. Der Wolf gab darauf zur Antwort: Was haben die Hirsche, die Rehe und die Hasen den Schützen und Jägern gethan? Und was ist demjenigen wiederfahren, welcher sich um Geld blindlings werben lässet, um unbekannte Menschen zu ermorden? Wir brauchen keine Manifeste, den Schaafen den Krieg anzukündigen; denn wir haben niemals weder Friede noch Stillstand mit ihnen gemacht, und diesfalls wird auch kein Friede gebrochen. Der Stillstand zwischen uns und den Schaafen ist dem Stillstande zwischen den Malteser Rittern und den Türken ähnlich; will man uns nun verurtheilen, so muß man diese auch richten. Aber man tadelt an den Thieren dasjenige, was man an den Menschen rühmet. Ich will mich zum Beyspiele einmal mit Alexandern dem Grossen vergleichen. Ich habe vielleicht Zeitlebens etwa hundert Schaafe umgebracht. Alexander hat in etlichen wenigen Jahren über hundert tausend Menschen umgebracht. Ich habe auf diese Art mit unschuldigen Schaafen, er aber mit unschuldigen Persern gehandelt. Der Bewegungsgrund meiner Aufführung ist das benöthigte Futter; der Bewegungsgrund seiner Aufführung war die Ehrbegierde. Aber höre nur, was für Urtheile über uns beyde gefället werden. Alexander wird wegen seiner Tha-

ten mit dem Titel eines Helden, oder des Grossen, beehret, und Isegrim wird ein Räuber genennet. Hätte uns die Natur zum Grasfressen geschaffen, so würden wir uns, wie unschuldige Pferde und Ochsen, aufführen, und würden uns alle Thiere Gaben und Opfer in Menge bringen, so würden wir in einer eben so heiligen und unschuldigen Sorglosigkeit leben, wie die Hierophiten im Walde, und die Mönche unter den Menschen. Der Hierophite gieng darauf zornig fort, und der Wolf begab sich an seine gewöhnliche Verrichtungen zurück.

Diese Fabel lehret, man könne, ob man schon seine eigene Missethat mit den Missethaten anderer nicht entschuldigen kann, doch diejenigen mit dergleichen Argumenten irre machen, welche eben so schuldig sind, wie die Sünder, an deren Bekehrung sie arbeiten wollen.

Die 169. Fabel.

Die Elster und der Papagoy.

Der Rabe richtete einsmals eine grosse Mahlzeit aus, zu welcher er allerhand Vögel, und unter andern auch eine Elster und einen Papagoy, einladen ließ. Den Tag hernach besuchte eine Krähe zuerst den Papagoy, um zu hören, wie die Gäste wären tractiret worden. Der Papagoy sagte, es wäre alles zum Vergnügen der Gesellschaft eingerichtet gewesen. Allein, sagte er, einer von den Gästen, nämlich die Elster, welche neben mir saß, plagete mich mit einem weitläuftigen Geschwätze, welches kein Ende nehmen wollte. Ich kann, sag-

te er, unmöglich eine solche Plaudertasche leiden. Darauf besuchte die Krähe die Elster, von welcher sie, auf ihre Frage, eben dieselbe Antwort erhielt; nämlich, sie wären vortreflich tractiret worden. Aber, sagte sie, kein Vergnügen ist vollkommen; denn es war in der Gesellschaft ein verfluchter Papagoy, der mir mit seinem unendlichen Geplauder so beschwerlich war, daß ich recht froh ward, als die Mahlzeit vorbey war. Ich kann, sagte sie, nicht begreifen, wie gewisse Leute niemals aufhören können, zu plappern. Und ich, sagte der Rabe, habe dieser Sache mit Verwunderung nachgedacht, und doch nicht begreifen können, daß diese verdammten Papagoyen und Elstern niemals die Mäuler halten können, und daß ihr Geschwätze nimmer aufhöret.

Diese Fabel lehret, daß die Menschen ihre eigenen Fehler aufs eifrigste tadeln, wenn sie sie bey andern antreffen.

Die 170. Fabel.

Der Wolf und der Bär.

Da der Wolf und der Bär merkten, daß ihre Nahrung im Walde täglich abnahm, begaben sie sich an den Hof des Löwens, um Dienste zu suchen. Beyde hatten ein ungleiches Glück, denn der Bär stieg von einer Ehrenstaffel zur andern, bis er endlich des Löwens Vezier ward; der Wolf blieb inzwischen immer in eben derselben kleinen und schlechten Bedienung, welche er anfangs erhalten hatte. Darüber beschwerte er sich einsmals bey dem Bär,

von dem er zur Antwort erhielt: Du beklagest dich über dein schlechtes Schicksaal, und es scheint, du misgönnest mir mein Glück. So wohl das eine als das andere bestehet in der Einbildung. Bilde dir nur ein, daß du Vezier wärest, so bist du dasselbe, was ich anitzt bin. Der Wolf mußte sich mit dergleichen schlechten Troste abspeisen lassen, und gieng misvergnügt fort. Kurz darauf fiel der Bär in Ungnade, und ward ins Gefängniß gesetzt. Da er nun solchergestalt ohne Essen und Trinken acht Tage eingesperrt gewesen war, und zufälliger Weise den Wolf an dem Gitter des Gefängnisses erblickte, rief er: Ach lieber Isegrim! Ich muß vor Hunger sterben. Der Wolf antwortete darauf: Alles bestehet in der Einbildung. Bilde dir ein, du hättest einige gute Gerichte im Magen, so bist du eben so satt, wie ich itzt bin. Solchergestalt meynte der Wolf, er habe den Bär mit gleicher Münze bezahlt, obschon in dem Troste des Bärens einiger Grund war; denn, ist es schon sehr hart und beschwerlich, durch die Einbildung ein hungriges Gemüth zu kuriren, so ist es hingegen ganz unmöglich, durch die Philosophie einen hungrigen Magen zu kuriren.

Die 171. Fabel.

Die Katze und ihr Sohn.

Die Katze warf einsmals ihrem Sohne seine Verschwendung vor; sie sagte: Du mußt bedenken, mein Sohn! daß morgen auch ein Tag ist.

Der Sohn antwortete darauf: Das findet sich schon im Alter; denn, wenn ich alt werde: so will ich ein eben so grosser Knicker werden, wie der Papa ist.

Die Erfahrung lehret, daß der Geiz mit dem Alter zunimmt, und daß man niemals sparsamer ist, als wenn man die wenigste Ursache dazu hat.

Die 172. Fabel.

Von einem Manne, der den Bock melken wollte.

Ein Mann verheyrathete sich einsmals mit einer Hure, die einige Jahre ihre gute Nahrung gehabt, und dadurch gute Mittel erworben hatte. Ob ihm schon ihre Lebensart bekannt war: so hoffte er dennoch, sie sollte ihm einen Erben bringen; und seine Hoffnung war so groß, daß er schon voraus Wiege und Kindergeräthe einkaufte. Indem er nun in dieser Hoffnung lebte, ward er einsmals gewahr, daß eine einfältige Viehmagd den Ziegenbock melken wollte; darüber fieng er an, überlaut zu lachen, und er erzählte seinem Nachbar, der ihm eben begegnete, was er gesehen hatte. Dieser gab ihm darauf zur Antwort: Lieber Nachbar! ich lachte eben so stark, da ich hörte, du hättest eine Wiege und Kindergeräthe eingekauft, und machtest zum Wochenbette deiner Frau grosse Zurüstungen. Der erste fragte: was meynest du damit? Ich meyne nichts anders, sagte der andere, als daß es eben so schwer ist, gewisse Weiber zu schwängern, als einen Ziegenbock Melke zu machen.

Die-

Diese Fabel lehret, daß manche andere gewisser Sachen wegen auslachen, da sie doch eben so auslachenswürdig sind.

Die 173. Fabel.

Der Junker und das Schwein.

Ein junger wohlgeputzter Kavalier stolperte einsmals auf der Strasse, und fiel über eine Sau, die sich eben aus dem Kothe aufgerichtet hatte, und folglich wurden seine Kleider gar sehr besudelt. Darüber ward er so heftig erzürnt, daß er sagte: Die verzweifelte Sau muß mir meine Kleider verderben! Die Sau sagte hingegen: Der verzweifelte Junker muß mir mit seinem Puder meinen einzigen und besten Rock bestreuen!

Diese Fabel zeiget, daß eine Sau in den Augen eines Philosophen eben so prächtig seyn kann, als ein geputzter Petis Maitre, und daß der Koth an jener bey ihm in eben so grossem Preise ist, als der Puder und die Pomade, womit des letztern Haare und Kleider bestreuet und beschmieret sind.

Die 174. Fabel.

Das Gespräch des Wolfs mit dem Pferde.

Als der Wolf einsmals nach seiner Gewohnheit sein Morgengebet verrichtet hatte, schlich er sich in einen Bauerhof, wo er unter den Schaafen und Lämmern eine grosse Niederlage anrichtete; und dar-

darauf begab er sich wieder auf die Heimreise. Unterweges begegnete ihm ein Pferd, welches ihn, nach abgelegten Grusse, fragte, wie er lebte? Der Wolf antwortete: Ich danke dem Himmel für gute Nahrung; denn dieser Tag ist mir ein gesegneter Tag gewesen. Solche Wirkung kann das Morgengebet thun, wenn es mit rechter Andacht verrichtet wird. Ich hätte doch nicht gedacht, sagte das Pferd, daß das Gebet eines Wolfs so gute Wirkung thun sollte. Dein Eifer im Gebet kann wohl stark genung seyn, ich glaube aber, daß er doch nicht so groß ist, als im Stehlen.

Diese Fabel zielet auf diejenigen, welche sich mit Gebet und Andacht zu Missethaten vorbereiten.

Die 175. Fabel.

Der Officier und der Wirth.

Ein Landofficier, der niemals im Kriege gewesen war, kam einsmals ins Wirthshaus, wo er einige seiner Soldaten fand, die betrunken waren. Er erzürnete sich darüber gar sehr und sagte: Herr Wirth! wie viel Soldaten habt ihr wohl in diesem Hause zu Schanden gesoffen? Der Wirth versetzte: Eben so viel, als Ew. Wohlgebohrnen im Felde erschlagen haben.

Die 176. Fabel.

Lebensbeschreibung der Frau Pedanterie.

Die Grammatik, eine ansehnliche Dame, welche sich, unter den gelehrten Göttinnen, wegen verschiedener

dener Tugenden, besonders wegen der Keuschheit hervorgethan hatte, fiel einsmals in eine Schwachheit, von der man anfangs glaubte, es würde die Wassersucht daraus werden: Aber da man die Krankheit genauer untersuchte, ward man nicht ohne Schrecken gewahr, daß sie schwanger war, und das Gerüchte gieng: Apollo wäre der Vater des Kindes, ingleichen die That wäre in einer nächtlichen Versammlung geschehen, welche vor einiger Zeit auf dem Parnaß war gehalten worden. Aber die Grammatik wollte dieses keinesweges gestehen. Hingegen bezeugte sie mit den theuersten Eiden, sie habe niemals einen fleischlichen Umgang mit einer Mannsperson gehabt. Die hohen Meynungen, welche man von den Tugenden dieser Frau hatte, verursachten, daß man ihr glaubte, oder sich doch stellte, als wenn man ihren Worten Glauben beymässe. Und diesfalls mußte die Sache für eine übernatürliche Begebenheit gelten; und niemand war eifriger, die Leute in dieser Meynung zu befestigen, als Apollo selbst. Da ihre Zeit kam, daß sie gebähren sollte, kam sie mit einer wohlgeschaffenen Tochter nieder, welcher man den Namen: Pedanterie, beylegte. Diese Jungfer ward mit grossem Fleisse groß gemacht, und nichts ward an ihrer Aufferziehung gesparet. Sie nahm auch in unterschiedenen Wissenschaften sehr merklich zu, besonders darinnen, wozu sie von Natur Lust hatte, als in der Erforschung des Ursprunges der Wörter, der Namen, der Geschlechtsregister, der Jahrszahl gewisser Dinge, so wohl dererjenigen, die sich zugetragen hatten, als die nicht geschehen waren, der Eigenschaften der

Flie-

Fliegen und Insekten u. d. g. Vornehmlich aber legte sie sich auf die Antiquitäten, und sie hatte sich in solchen Begebenheiten, welche vor der Sündfluth geschehen waren, eine grosse Kenntniß erworben; dieses war vornehmlich aus einer übermäßig gelehrten Schrift zu sehen, die sie unter dem Titel: Historia antediluviana heraus gab. Auf die Historie nach der Sündfluth wendete sie hingegen keinen sonderlichen Fleiß, weil sie nur an den ältesten und dunkelsten Dingen Geschmack fand. Einen so seltsamen und besondern Geschmack merkte man auch an ihr in allen andern Sachen, die unter die fünf Sinne gehörten. In Ansehung des Geruchs, fand sie mehr Vergnügen an einem alten stinkenden Käse, als an einer Rose. Ihr Geschmack war nicht weniger seltsam; denn ihr ekelte für allen was frisch war, und sie aß nichts mit Appetit, als was verschimmelt und angekommen war. Die Stimme des Kukuks war ihr angenehmer, als die Musik der Nachtigall, und eine Schulmeistermiene oder Gestalt stach ihr mehr in die Augen, als eine vollkommene Schönheit. Dergleichen besonderer Geschmack ward ihr doch von einigen zur Last geleget, von andern aber ward er gerühmet; denn manche bewundern alles, was ungewöhnlich ist. Das aber mußten doch alle gestehen, daß sie in der Akkuratesse und genauen Besorgung aller Kleinigkeiten ihres Gleichen nicht hatte. Diese Akkuratesse bestund nicht in Kleidern und im Putze, wie bey andern Jungfern; denn sie war darinn oft sehr nachlässig, aber ihre genaue Achtsamkeit sahe man auf ihrer Schreibestube und Bibliothek. Alle ihre

Schriften bis auf die kleinsten Zeddel waren numeriret, ihre Bücher waren alle auf einerley Art eingebunden, und, so groß der Nutzen eines Buches auch war; so konnte sie sich doch nicht überwinden, es zu lesen, wenn nicht das Papier fein und die Buchstaben sauber waren; eben so wenig konnte sie das prächtigste Gedicht lesen, wenn sie nur den geringsten Fehler in den Reimen entdeckte. Alles, was man in der Stube, in der Küche und im Hofe fand, war mit griechischen oder lateinischen Namen bezeichnet. Ihr Hund hieß: Constantinus, und ihre Katze: Felix; ein jedes altes und junges Huhn war auch mit einem solchen Namen beleget: das eine hieß Nomen, das andere Pronomen, das dritte Verbum und so ferner. Ja Schüsseln und Kessel in der Küche wurden auch auf diese Art von einander unterschieden; denn zum Exempel, so hieß der größte Kessel Syntaxis, die größte Schüssel Participium. Ein Dutzend Teller führte den Namen der zwölf himmelischen Zeichen, Neun Löffel, der neun Musen, und sieben Stühle der sieben Planeten. Wenn sie also zu ihrem Kammermägdchen sagte: Setze den Jupiter hieher, so meynte sie den Armstuhl, und wenn sie sagte: Ich will auf dem Saturno sitzen: so gab man ihr den Stuhl, der Saturnus hieß. Die Taburetten, welche bey dem Armstuhle stunden, hieß sie Satellites Jovis. Man muß bekennen, daß niemand eine grössere Probe seiner Akkuratesse aufweisen kann. Daher kam es auch, daß sie von den meisten Gelehrten bis in die Wolken erhoben, und daß ihr in den Schulen und Gymnasien Ehrensäulen sind aufgerichtet worden. An andern Orten hingegen

gen ward sie verlacht und verachtet; aber, weil die Welt nicht lange auf einem Sinne bleibet: so hat sie nach der Zeit ihre Herrschaft unter allen Ständen fortgepflanzet; denn man siehet nun überall Pedanterie, und sie regieret an fürstlichen Höfen, in Gerichtshäusern, unter dem Adel, Bürger und Kriegsvolke, daß also kein Stand dem andern etwas vorzuwerfen hat. In den Dörfern hat sie doch bisher noch keine Bürgerschaft, oder vielmehr Herrschaft erlangen können.

Die 177. Fabel.

Ein oekonomischer Rath.

Ein junger Mensch, dem ein ansehnliches Kapital zugefallen war, fragte einen Philosophen um Rath, wie er seine Mittel am besten anwenden könnte? Dieser weise Mann gab ihm zur Antwort: Bemühe dich, dein Kapital zu conserviren, und wende alle Renten zu deiner eigenen rechtmäßigen und nöthigen Unterhaltung an, und gieb denen Armen, was von deinen Einkünften überschiesset. Denn wenn du dein Geld entweder verschwendest, oder misbrauchst, oder gar nicht gebrauchest: so wirst du entweder den Untergang zu gewarten oder gar keinen Nutzen davon haben. Er bestärkte seine Lehren mit folgendem Exempel: Ein Mann hinterließ seinen drey Söhnen ein ansehnliches Kapital. Der Aelteste, dessen Hauptneigung die Rangsucht war, gab sein Geld haufenweiß aus, und durch eine unmäßige Freygebigkeit bähnete er sich den Weg zu

einem Ehrentitel nach dem andern; allein so wie sein Rang wuchs, so nahm auch sein Vermögen ab. Solchergestalt fuhr er fort, bis er ganz nackend in die erste Klasse kam, und diesfalls verglich man ihn einem Grabe, welches immer leerer wird, je grösser es wird. Der andere Sohn, dessen Neigung die Wollust war, wendete seine Mittel auf Unmäßigkeit und Schwelgerey; dadurch ward sein Körper verdorben und ein geschwinder Tod folgte darauf. Der dritte Sohn, dessen Hauptneigung der Geiz war, arbeitete täglich daran, sein Kapital zu vermehren, er legte einen Haufen über den andern, er that niemand, auch sich selbst nicht, etwas zu Gute, daß also, wie sein Geldsack ausgespannt ward, sein Magen einschrumpelte. Ein Poet machte diesen drey Personen folgende Grabschrift: Hier ruhen drey Brüder, von denen der eine an der Rangsucht, der andere durch Prassen und Schwelgen, und der dritte vor Hunger starb.

Die 178. Fabel.

Eine chinesische Fabel.

Einige Mäuse sprachen einsmals unter sich mit einander, und sagten: Ach! wie herrlich ist doch diese Welt, die wir bewohnen! Sehet, welchen prächtigen Pallast, der unsertwegen aufgerichtet ist! Sehet, welche fette Schinken, welche unter diesem Gewölbe hängen, und die die Natur unsertwegen erschaffen hat! Sehet! welche Menge von andern Speisen! Wenn wir alles dieses betrachten: so

können

können wir uns für nichts anders als für Meisterstücke der Natur ansehen, denen so viele Herrlichkeiten zubereitet sind. Wahr ist es, wir haben an der Katze einen gefährlichen Feind! aber dieser dienet zu unserer Unterweisung und damit wir darauf denken, unser Leben bedachtsam zuzubringen. Etwas von ihnen entfernt stunden einige Enten, Gänse und Schaafe, welche den Wald, die Wiesen, das Wasser und die Berge betrachteten, und sagten: Haben wir nicht Ursache, der Natur Dank zu sagen, welche alles dieses unsertwegen erschaffen hat? Ein Esel, welcher bey ihnen vorbey gieng, und seinen Schatten im Wasser sahe, freuete sich über seine herrliche Gestalt, und sagte: Wer zweifelt wohl daran, daß Himmel und Erde vornehmlich wegen der Esel erschaffen sind? Ich sehe ja, daß der Mensch mein Sklave ist, er striegelt, wäschet und reiniget mich. Die Härtigkeit, welche die Menschen zuweilen gegen die Esel ausüben, kann aus nichts anders entstehen, als aus der Misgunst über die Herrlichkeiten, mit welchen uns der Himmel begabet hat. Ein Mensch, der dieses hörte, rief darauf: Ach! ist es möglich, daß elende Esel solche hohe Gedanken von sich selbst hegen, und daß sie nicht sehen und erkennen können, daß Himmel, Erde und alle Elemente blos zum Nutzen der Menschen geschaffen sind? Es ist ja der Mensch, welcher über Alles herrschet, und der, in Ansehung seines hohen Verstandes, noch eine grössere Herrschaft verdiente. Einige Engel, die ihre Angesichter auf die Erde warfen, und die Menschen betrachteten, sagten: Welch ein armes kriechendes Gewürme! Ist es

nicht Krankheiten und einem hundertfältigen Elende unterworfen? Muß es nicht seines Futters wegen arbeiten, und sich von Mücken und Fliegen verspotten lassen? Muß nicht sein Körper gleich denen Wiesen und Feldern blos der Läuse und Flöhe wegen bestellet werden? und dauert wohl sein Leben länger, als man eine Hand umwendet? Gleichwohl ist es mit einem so thörichten Hochmuth geschlagen! Was sind doch die Menschen, wenn man sie mit uns Engeln vergleichet? Da der grosse Tieng, oder der Gott der Chineser, alles dieses hörte, ließ er Engel, Menschen und alle Thiere zusammen kommen. Darauf sagte er: Ihr seyd alle meiner Hände Werk, das ich nach meinem Gefallen wieder vernichten kann. Niemand, ausser das göttliche Wesen, kann sagen, er sey herrlich oder vollkommen. Niemand kann sich in Ansehung anderer für groß oder geringe schätzen: Ein jedes ist dasjenige, was es, zu seyn, bestimmet ist. Ihr seyd alle eine Sammlung von unvollkommener Geräthschaft, und ein jedes muß sich mit seinem Schicksaale begnügen.

Die 179. Fabel.

Von einem wohlerzogenen Ferkel.

Eine Jungfer, welche die Schooßhündchen nicht leiden mogte, hatte einsmals ein Ferkelchen bekommen, welches sie mit verschiedenen Zierrathen auspußen ließ. Sie vergöldete seine Borsten, und seine Füsse wurden mit Purpurfarbe geschmücket, und sie trug so grosse Sorge dafür, daß es auch niemals aus

ihrem Kabinet kommen mußte; damit es die andern Schweine nicht sehen sollte, und keinen Umgang mit ihnen hätte. Sie sagte: Es kommt alles auf die Auferziehung an; denn diese kann die Natur der Thiere und Menschen verändern. Aber, da die Thüre einmal offen stund, schlich sich das Ferkel aufs Feld hinaus, wo man es endlich nach langen suchen fand, als es sich eben im Kothe herum wälzte. Da es nun in diesem Zustande wieder nach Hause gebracht ward, sagte die Jungfer: Pfuy schäme dich! Ich sehe, daß ich allen Fleiß, dich aufzuziehen, und dich manierlich zu machen, vergebens angewendet habe. Das Ferkel antwortete darauf: Meine liebe Jungfer! man mag mit einem Schweine vornehmen, was man will, so wird es doch allezeit ein Schwein bleiben.

Diese Fabel lehret, daß die Natur über die Auferziehung gehet.

Die 180. Fabel.

Vom Wolfe.

Nachdem der Wolf zweymale eine gewisse grosse Missethat begangen, und durch die Vorbitte guter Freunde beydemale war begnadiget worden, begieng er diese Missethat zum drittenmale; diesfalls ward er endlich verurtheilt, ersäuft zu werden. Der Wolf sagte darauf: Wäre ich nicht zweymale ungestrafet geblieben, so hätte ich nicht das drittemal gesündiget.

Diese Fabel zeiget die Nothwendigkeit der Strafen, und daß

die Erlassung derselben die Menschen zu neuen Sünden anreizet.

Die 181. Fabel.

Die Allianz zwischen der Religion und Philosophie.

Es hatte die Religion und die Philosophie lange in einem Misverständnisse mit einander gelebt, und der Unglaube arbeitete mit aller Macht daran, diese Uneinigkeit recht zu erhitzen; indem er nichts so sehr fürchtete, als die Vereinigung dieser beyden Frauen. Eine andere vornehme Dame, namens Sapientia, die eine Freundinn von beyden war, merkte, daß diese Uneinigkeit zu nichts anders diente, als die Herrschaft des Unglaubens zu befestigen. Sie arbeitete diesfalls daran, die streitenden Partheyen zu vergleichen, indem sie ihnen die gefährlichen Absichten des Unglaubens vorstellte, nämlich, er wollte sich dieser Gelegenheit bedienen, um im trüben Wasser zu fischen, und, indem er die Religion gegen die Philosophie aufhetzte, jene so zu unterminiren, damit er durch ihren Fall sein Regiment verstärken könnte. Beyde streitenden Theile ergriffen dieses endlich, und diesfalls bequemten sie sich zu einem Frieden, welcher mit der Bedingung geschlossen ward: die Religion sollte niemanden etwas aufdringen, was mit der Philosophie und mit der gesunden Vernunft stritte. Die Philosophie verband sich ihrer Seits, der Religion in denen Geheimnissen, die die Vernunft übersteigen, nicht

nicht zu widersprechen. Dieser Vergleich ward mit einer Defensivallianz gegen den Unglauben versiegelt, und es ward zu deren Verstärkung durch die Unterhandlung der Sapientia eine Schwägerschaft zwischen den Partheyen geschlossen, und die Religion gab ihre Tochter dem ältesten Sohne der Philosophie. Da der Unglaube dieses hörte, mußte er sich vor Schrecken eine Ader schlagen lassen, denn er befürchtete nunmehr seinen gänzlichen Untergang.

Die 182. Fabel.

Der Stillstand zwischen dem Aberglauben und Unglauben.

Da der Teufel diese itzterzählte Vereinigung der Religion und der Philosophie erfuhr, und er merkte, was sie für einen Riß, durch den Untergang des Unglaubens, in seiner Herrschaft machen würde; so berathschlagte er sich mit seiner Mutter darüber, was man in diesem schlüpfrigen Zustande vorzunehmen hätte. Die Mutter sagte darauf: Man muß daran arbeiten, um zwischen dem Aberglauben und Unglauben einen Frieden zu schliessen, und ihnen vorstellen: sie müßten, weil sie nun an der Religion und Philosophie gemeinschaftliche Feinde hätten, ihre Kräfte gegen diese beyden Schwäger vereinigen. Der Teufel mußte über diesen Vorschlag lachen, er sagte: Meine liebe Mutter! das wird eben so beschwerlich und unmöglich seyn, als an der Vereinigung des Feuers und Wassers

zu arbeiten. Die Mutter antwortete darauf: Laß mich nur rathen, mein Sohn! Ich habe mehr Alter und Erfahrung, als du. Ich gestehe, die Sache ist beschwerlich; aber man muß es auf einen Versuch ankommen lassen; wenn mein Anschlag glücklich abläuft, so wird man ihn für eines meiner größten Meisterstücke halten. Sie hatte auch Ursache, dieses ein Meisterstück zu nennen; denn man kann sich den Haß und die Feindschaft, welche zwischen dem Aberglauben und Unglauben beständig regieret hatten, nicht bitter genug vorstellen, und keine, auch so gar die grammatikalischen, Kriege sind mit grösserer Hitze geführet worden, als die Kriege dieser beyden Fürstinnen, welche beyde einen grossen Anhang hatten; daß sie sich also einander die Stange ziemlichermassen halten konnten. Denn der Unglaube bediente sich der List, wenn er gegen den Aberglauben mit der Macht nichts ausrichten konnte. Diese hingegen konnte mehr streitbare Trouppen ins Feld stellen, und zwar unter dem Commando des Generals Enthusiasmus, dessen Stärke und Hitze niemand widerstehen konnte. Er überwältigte, wie ein heftiger Strom, alles; weil er blind war, so scheuete er keine Gefahr, und er sahe keine Beschwerlichkeiten, so groß sie auch waren. Die Mittel, deren sich des Teufels Mutter bedienete, um zwischen diesen Feinden, wo nicht einen Frieden, doch einen Stillstand zu schliessen, waren folgende: Sie verfügte sich zuerst zum Unglauben, den sie in einem sehr betrübten Zustande antraf, und dem über der Vereinigung der Religion und Philosophie sehr übel zu Muthe war. So

bald er die Mutter des Teufels erblickte, sagte er: Ihr sehet, wohlgebohrne Frau! den Zustand, in welchen ich gebracht bin; ich bin von mächtigen Feinden umgeben, die mir den Untergang drohen. Ich habe bisher alle meine Kräfte nöthig gehabt, um mich gegen meine Hauptgegnerinn, nämlich gegen den Aberglauben, zu beschützen. Aber nun habe ich auch zweene andere Feinde, nämlich die Religion und die Philosophie, auf den Hals bekommen, die ich doch zuvor nicht zu fürchten hatte; theils, weil die Zwistigkeit zwischen mir und der Philosophie nicht so wichtig war, als sie anitzt ist; theils auch, weil ich, mit Hülfe eures lieben Sohnes, beständig eine Eyfersucht unter ihnen erhalten habe, welche ohnedieß zwischen diesen beyden befreundeten Damen regierete, und sie hatten also genug zu thun, sich gegeneinander selbst zu beschützen. Die alte listige Matrone antwortete darauf: Ihr müßt, Madame! in diesen Umständen in einen sauren Apfel beissen, und euch mit der Superstition vergleichen, die eure alte Feindinn ist, damit ihr den andern Feinden desto besser widerstehen könnt. Ach! sagte der Unglaube, die Superstition bequemet sich niemals zu einem Vergleiche. Ich meyne doch, sagte die Mutter des Teufels, daß es möglich sey. Zum wenigsten hoffe ich, sie zu einem Stillstande zu bewegen, wenn ich ihr vorstelle, daß ihr eigener Nutzen ihn erfodert, und daß sie nunmehr auch an der Religion eine offenbare Feindinn bekommen habe, welche zuvor in manchen Lehrsätzen mit ihr übereinstimmte, die sie aber nunmehr aus Hochachtung gegen die Philosophie verlassen hätte. Da der Unglaube

glaube aus dieser Erklärung Hoffnung erhielt, die Sache wäre nicht ganz unmöglich, so versprach er, sich an seine Seite ganz füglich zu erweisen, und sich dazu zu bequemen, den ersten Schritt zu diesen Traktaten zu thun. Des Teufels Mutter verfügte sich hierauf zum Aberglauben, dem sie diese ihre Verrichtung zu erkennen gab. Sie erhielt anfangs eine harte Antwort; aber da ihm diese listige Matrone bewies, wie ihr eigener Nutzen darauf ankäme, ließ der Zorn einigermassen nach, und man verlangte nur Zeit, das Bedenken des Kriegesrathes anzuhören. Darauf ward der Kriegesrath versammlet, und ihm dieser Vorschlag bekannt gemacht. Aber der General Enthusiasmus, welcher den Vorsitz hatte, ward darüber so rasend, daß ihm der Schaum vor dem Munde stund, und die Mutter des Teufels die Flucht ergreifen mußte. Nichts destoweniger, da die erste Hitze vorbey war, und man anfieng, den Nutzen dieses Stillstandes genauer zu betrachten, ward doch endlich beschlossen: Ungeachtet zwar zwischen dem Unglauben und Aberglauben kein Friede zu schliessen wäre; die Philosophie und die Religion aber ihre beyderseitigen und gleich gefährlichsten Feinde wären: so sollte gleichwol, so oft es ihr beyderseitiger Nutzen erforderte, ein Waffenstillstand zwischen ihnen seyn. Solchergestalt wurden, durch Vermittelung dieser listigen Matrone, die Conjuncturen verändert. Aber just diese bestärkten die Religion in der geschlossenen Vereinigung noch mehr, durch deren Kraft sie allen ihren Feinden die Stange halten konnte. Und es ist glaublich, die Religion werde gegen den Unglau-

glauben und Aberglauben stets wie eine Mauer stehen, so lange sie zugleich mit der gesunden Vernunft wird verbunden bleiben.

Diese beyden Fabeln, die durchaus von wichtiger Bedeutung sind, zeigen, daß die Stärke der Religion in einer genauen Vereinigung mit der gesunden Vernunft bestehet, und daß man nichts glauben müsse, was mit den allgemeinen und gesunden Begriffen streitet. Aber dabey muß die Vernunft in übernatürlichen Dingen weichen, und sich gefangen geben, und niemals offenbare Lehrsätze verwerfen, wenn sie sie nicht begreifen kann. Wenn dieses auf beyden Seiten in Acht genommen wird, so wird dadurch die Religion gegen ihre Feinde aufs beste bewafnet, und kann so wohl den Unglauben als den Aberglauben bestreiten. Die Erfahrung hat bewiesen, wie übel gegründet der Eifer der Geistlichen sey, die aus einer blinden und übertriebenen Orthodoxie den Glauben mit der Vernunft in Uneinigkeit setzen wollen; denn dadurch, daß sie der Philosophie Ketten anlegen wollen, übergeben sie sich ihren Feinden gleichsam mit gebundenen Händen und Füssen.

Die 183. Fabel.

Vom Ziegenbocke, der sich den Bart scheeren ließ.

Ein Ziegenbock hatte sich einige Zeit in einer grossen Stadt aufgehalten, wo er sahe, daß alle Einwohner sich die Bärte putzen liessen, bis auf einen einzigen alten Bürger, der seinen Bart behielt,

und denen übrigen nicht nachfolgen wollte, weil er meynte: der Bart wäre die Zierde eines Mannes; ob er schon nichts anders damit gewann, als daß er von seinen Mitbürgern ausgelachet ward, welche ihm sein Betragen für einen Eigensinn auslegten. Dieses erwog der Bock sehr genau, und darüber beschloß er endlich, dem Strome zu folgen, und darauf ließ er sich seinen Bart auch bescheeren. Aber, da er kurz darnach die Stadt verließ, und ohne Bart in den Wald zurück kam, ward er von allen andern Thieren, besonders von den andern Böcken, ausgelacht, diese letztern wollten ihn auch diesfalls nicht für ihren Mitbruder erkennen. In diesem Zustande beklagte er sich bey einer alten ehrwürdigen Ziege, der er erzählte, was ihm zu dieser Veränderung bewogen hätte. Die Alte antwortete darauf: Höre, mein Sohn! Der Bürger in der Stadt, von dem du mir erzählest, und du seyd beyde gleich grosse Narren, und ihr verdienet beyde gleich stark ausgelacht zu werden; er, weil er der einzige unbarbierte Mann ist, und du, weil du der einzige barbierte Bock bist.

Diese Fabel lehret, daß derjenige, welcher eine Mode zuletzt behält, und derjenige, welcher sie zuerst annimmt, gleich grosse Narren sind.

Die 184. Fabel.

Eben dieses Ziegenbocks Bedenken über die Heyrath eines alten Mannes.

Da der Ziegenbock auf diese Art im Walde verhöhnet

höhnet ward, begab er sich wieder zurück in die Stadt. Da sich nun inzwischen der alte bärtige Bürger mit einem jungen Mägdchen verheyrathet hatte; so grüssetet ihn der Bock auf der Strasse, und nennte ihn seinen Bruder. Der Mann lachte über diesen Gruß, und fragte: woher diese Brüderschaft käme? Der Bock versetzte: Wir Ziegenböcke nennen einander Brüder? Was? sagte der Mann, bin ich ein Ziegenbock? Was sonst? antwortete der Bock: Du hast bereits den Bart und in kurzen wirst du auch die Hörner bekommen.

Diese Fabel lehret, man müsse sich für ungewöhnlichen Unternehmungen hüten, durch welche man sich dem Schimpfe und dem Spotte Preis giebet.

Die 185. Fabel.

Der Elephant und der Biber.

Ein Elephant und ein Biber sprachen einsmals von dem Laufe der Welt mit einander, sowohl in Ansehung der Thiere, als der Menschen. Unter andern Dingen fragte der Biber den Elephanten, welche Herrlichkeit er sich am liebsten wünschen mögte, entweder Reichthum, oder Weisheit? Der Elephant antwortete: Ich wollte mir wohl Weisheit wünschen, wenn ich nicht sähe, daß so viele weise Sollicitanten und studirte Leute mit niedergeschlagenen Köpfen in den Vorgemächern der Narren stünden.

Die 186. Fabel.

Des Löwens und der Löwinn verschiedene Wünsche.

Ein Löwe und eine Löwinn hatten lange in einer sehr vergnügten Ehe mit einander gelebet. Beyde waren auch sehr andächtig, und sie hielten an jedem Tage ihre gewissen Betstunden. Aber in ihren Bitten stimmten sie mit einander nicht überein; denn der Löwe bat um Reichthum und langes Leben, die Löwinn aber bat hingegen den Jupiter, er mögte ihr dasjenige geben, was ihr, wie er wüßte, am nützlichsten wäre. Da die Löwinn einsmals tödtlich krank ward, und keine Hoffnung, länger zu leben, vorhanden war, sagte der Löwe: Du solltest deine Gebete wie die meinigen eingerichtet haben, so hättest du wohl länger leben können. Darauf antwortete die Löwinn: Vielleicht wäre mir ein längeres Leben nicht dienlich gewesen; denn wir wissen nicht, was für Uebel uns bevorstehen kann. Diese waren ihre letzten Worte, worauf sie ganz geruhig starb. Der Löwe blieb bey seinen gewöhnlichen Wünschen: Er ward auch erhört. Er erreichte ein hohes Alter, und alle Arten des Wohlstandes und des Ueberflusses überströmten ihn; aber so wie sein Alter zunahm, eben so verlor er auch alle Lust und allen Appetit, daß er auch an keiner Sache mehr Geschmack fand. Zuletzt wurden seine Glieder steif, daß er nicht mehr gehen, und endlich sich gar nicht mehr bewegen konnte. Da die andern Thiere im Walde dieses hörten, verwandel-

te sich ihre Ehrerbietung und Furcht in solche Verachtung, daß auch die Vögel auf seinem Rücken nisteten, und der Esel warf ihm seine Unreinigkeiten auf den Kopf, als auf einen Nachtstuhl. Da sagte der Löwe seufzend: Ach! nun muß ich bekennen, daß die Bitten meiner Frau am gegründesten waren.

Diese Fabel lehret, daß es das Beste sey, man lasse Alles auf die Vorsicht des Himmels ankommen; oder daß man, wenn man ja um weltliche Dinge bitten will, bloß um eine gesunde Seele in einem gesunden Körper bitten müsse. Ut sit mens sana in corpore sano.

Die 187. Fabel.

Von einer Neherinn, die ihre Nehnadel verlor.

Eine Neherinn verlor einsmals auf dem Felde eine Nehnadel. Dieser Verlust gieng ihr sehr zu Herzen. Sie sagte: sie wollte lieber zehn andere Nadeln, als diese einzige, gemisset haben. Sie gab sich darauf alle Mühe, sie wieder zu finden, aber vergebens; denn die Nadel blieb beständig unsichtbar. Aber, indem sie die verlorne Nadel suchte, fand sie eine ächte Perl, für welche sie mehr als eine Million Nehnadeln kaufen konnte.

Diese Fabel zeiget, daß ein mäßiger Verlust oft Ursache eines grossen Gewinnstes ist.

Die 188. Fabel.

Von zween Kaufleuten.

Zweene Nachbarn erwählten auf einmal die Kaufmannschaft. Der eine trieb seine Handlung mit grosser Vorsichtigkeit und mit grossem Nachdenken; aber ein Unglück über das andere verfolgte ihn beständig, und dieses verursachte, daß die klügsten Anschläge schlecht ausfielen. Der andere war dummdreuste und verwegen; aber, weil er mehr Glücke als Verstand hatte, so ward er bey allen seinen thörigten Anschlägen reich und wohlhabend. Alle, die dieses hörten, mußten gestehen, man könne mit Vorsichtigkeit nichts ausrichten, wenn einem das Glücke ungünstig wäre, und es fanden sich einige, welche sich durch diese Beyspiele verführen liessen, und in ihren Einrichtungen nachläßig wurden. Der erste fuhr inzwischen in seiner Bedachtsamkeit fort. Er sagte: Wenn meine wohl überlegten Anschläge schlecht ausfallen, so leide ich nur Schaden, hingegen, wenn die Umstände meines Mitbruders schlecht ausfallen, so hat er so wohl Schimpf als Schaden davon.

Die 189. Fabel.

Die Wirkung des blinden Glaubens.

Ein Wandersmann reisete einsmals durch eine grosse Stadt, wo ihm auf seinem Wege zuerst ein fremder Bettler begegnete, der ihn um ein Allmo-

sen

sen ansprach, indem er sagte: er wäre der Religion wegen vertrieben, und hätte sein ganzes Vermögen dabey eingebüsset. Ich habe, sagte er, lieber meine ganze Wohlfarth verlieren, als den rechten reformirten Glauben verlassen wollen, in welchem ich bin auferzogen worden. Der Wandersmann fieng darauf an, ihn zu examiniren, und fragte: Wie viel sind Götter? Darauf antwortete jener: Es sind zweene Götter, nämlich, das alte und das neue Testament. Der Mann wollte darauf nichts weiter fragen, sondern gieng fort, indem er sich darüber verwunderte: Wie sich einer der Armuth und Landflüchtigkeit aus Liebe zu einem Glauben unterwerfen könnte, von welchem er doch nicht die geringsten Begriffe hätte? Kurz darnach begegnete er einem andern, den man zum Galgen führte, weil er aus Orthodoxie seinen eigenen Bruder ermordet hatte, welcher die reformirte Religion angenommen hatte. Diesen eifrigen Mörder examinirte er auch, und unter andern fragte er ihn: Wie viel sind Sacramente? Hierauf erhielt er zur Antwort: Es sind deren drey, nämlich: Vater, Sohn und heiliger Geist. Dieses verursachte ihm eine noch grössere Verwunderung, weil dieser letzte aus Eifer für eine Religion, die ihm unbekannt war, Leib und Seele aufopferte.

Eine so paradoxe Geschichte kann man durch unzählige Beyspiele bezeugen, die man häufig antrift. Man sagt, sie habe sich auf diese Art in Engelland wirklich zugetragen.

Die 190. Fabel.
Des Wolfs andächtiger Paroxismus.

Ein Wolf ward einsmals von einer heftigen Andacht so sehr eingenommen, daß er alle andere Wölfe verabscheuete, sie für Missethäter hielt, und mit Bitterkeit gegen ihr und anderer Thiere und Vögel sündliches Leben predigte. Er rieff öffters aus: Ach du böse Welt! wenn willst du doch einmal an deine Bekehrung gedenken? Aber, da er einsmals in dem stärksten Eifer war, fand er auf dem Wege eine Menge Senetsblätter, die er in größter Geschwindigkeit verschlang. Diese Senetsblätter verursachten ihm einen grossen Durchlauf, welcher diese Wirkung that, daß ihm nunmehro dasjenige, was ihm sonst schief vorgekommen war, wieder gerade vorkam, und daß er aufs neue Lust an der Welt hatte, indem er sich in seinem alten Handwerke, ohne die geringsten Gewissensbisse, wieder übete.

Diese Fabel giebt einen Abriß einer unächten Andacht, die durch Paroxismen entstehet; sie zeiget zugleich, daß sie eine gewisse Art des Eifers ist, den man mit Klystieren und Pillen wieder vertreiben kann.

Die 191. Fabel.
Die beyden Brüder.

Ein Mann hatte zweene Söhne, von denen der jüngste sich durch seine Gelehrsamkeit und durch seinen Verstand grossen Ruhm erworben hatte. Die-

ser jüngste Sohn war von wenig Worten, und ließ sich selten merken, daß er etwas wüßte. Der älteste hingegen war eben so unwissend und dumm, als der jüngste gelehrt und vernünftig war. Er sprach aber beständig von seinem eigenen Ruhme. Da nun jemand dieses dem Vater mit Verwunderung vorhielt, sagte dieser: Ich bin mit der Aufführung beyder vergnügt; denn weil alle Leute von dem einen, niemand aber von dem andern spricht: so verliert der eine nichts durch sein Stillschweigen; hingegen muß der andere stets von sich selbst reden, weil sonst niemand etwas von ihm zu sagen hat.

Diese Fabel lehret, daß gute Waare keinen Ruhm nöthig hat.

Die 192. Fabel.

Der Hochmuth des Maulwurfs.

Ein Maulwurf fragte einen Biber, der eine Bedienung bey Hofe hatte, was man von ihm an dem Hofe des Löwens spräche? Der Biber antwortete darauf: Ich habe nicht merken können, daß am ganzen Hofe jemand weiß, daß solche Thiere, die man Maulwürfe nennet, in der Welt sind.

Die 193. Fabel.

Der Drache und der Bauer.

Ein Drache sahe einsmals einen grossen glänzenden Stein, und weil er meynte, es wäre ein Stück Golderz, so setzte er sich darüber, als über einen

Schatz. Nachdem er nun einige Tage ohne Essen und Trinken auf diesem Orte gelegen hatte, gieng ein Bauer vorbey; als nun dieser den Schimmer des glänzenden Steines gewahr ward, so meynete er auch, es wäre Gold, und in diesen Gedanken ward er dadurch bestärkt, weil man weis, daß die Drachen die Schätze besitzen, und sie niemals wieder verlassen. Er sann lange nach, wie er sich des Schatzes bemächtigen könnte; aber so lange der Drache noch einige Kräfte hatte, dorfte er sich nicht weiter nähern. Endlich, da er sahe, daß der Drache, wegen Mangel des Futters, dem Tode sehr nahe war, näherte er sich dem Thiere, und sagte: Rette dein Leben, lieber Drache! und überlaß mir den Schatz; dieser kann mir ein eben so grosser Nutzen seyn, als er dir zu deinem Verderben dienet. Aber, weil der Drache keine Ohren dazu hatte, blieben sie alle beyde dabey liegen, der eine, um den gefundnen Schatz zu bewachen, der andere aber, sich dessen zu bemächtigen, und keiner von beyden konnte sich überwinden, diesen Ort zu verlassen; sie blieben beyde unbeweglich dabey, bis sie endlich alle beyde vor Hunger starben. Ein Adler, der diesem Handel auf einem Baume zugesehen hatte, erzählte diese ganze Geschichte einem Hirten, der den vermeynten Schatz gleich aufsuchte, und fand, daß es ein unnützer glänzender Stein war, was diese beyden zu Märtyrern gemacht hatte. Er ließ diesfalls den Bauer und Drachen in ein Grab legen, indem er sagte: Nachdem sie auf einerley Art gestorben sind, so sollen sie auch ein Grab haben.

Die 194. Fabel.

Der Nachruhm.

Da in einer Gesellschaft erzählt ward, daß ein bekannter thörigter Mann eine Schrift der Presse überlassen hätte, sagte einer in der Gesellschaft: Ich sehe, daß er damit nichts anders suchet, als daß die Nachkommen auch wissen sollen, daß er ein Narre gewesen.

Die 195. Fabel.

Damons unächte Andacht.

Damon hatte sich in die Phillis verliebt, und einige Zeit einen verbothenen Umgang mit ihr gepflogen; aber, weil er zugleich sehr andächtig war, und der Weg zu seiner Maitresse, wenn er sie besuchte, durch die Kirche gieng: so unterließ er niemals, sein Gebet in größter Andacht in dieser Kirche zu verrichten, und zwar so wohl wenn er zu seiner Phillis gieng, als wenn er von ihr wieder zurück kam.

Diese Fabel zielet auf diejenigen, deren Wollust mit Andacht vermischet ist.

Die 196. Fabel.

Das Testament des Theodors.

Theodor hatte drey ächte Söhne und einen unächten. Da er sterben wollte, übergab er alle seine Mittel seinen drey ächten Söhnen, und der unächte bekam gar nichts. Alle verwunderten sich darüber,

vornehmlich, weil er den letzten jederzeit mehr geliebet hatte, als die ächten Söhne. Aber Theodor sagte: Mein natürlicher Sohn Espen hat kein Geld nöthig, er hat am Glücke genung, welches ihm seit seiner Geburth begleitet.

Diese Fabel zeiget, daß natürliche Kinder das beste Glücke haben.

Die 197. Fabel.

Der Eid eines Creditmachers.

Ein junger Mensch, der Mangel an Gelde hatte, machte sich an einen Wechsler, um Geld von ihm zu borgen. Der Wechsler, der ein gutherziger Mann war, versprach, ihm darinnen zu dienen. Indem er ihm nun das Geld auf dem Tische zuzählte, sprach der junge Herr sehr prächtig von sich selbst, und bezeugete mit einem theuren Eide, er wäre einer der ehrlichsten Leute in der Stadt. Da der Wechsler dieses hörte, strich er sein Geld wieder zurück in dem Beutel, und sagte: Wenn einer ungebeten mit den theuresten Eidschwüren bezeuget, daß er ein ehrlicher Mann sey, so ist es ein Zeichen, daß andere an seiner Ehrlichkeit zweifeln.

Die 198. Fabel. *

Die Reise in die Stadt der Glückseeligkeit.

Ein junger Mensch hatte von einer Stadt reden hören, in welcher aller Seegen und alle Glückseeligkeit

* Der Stof zu dieser Fabel ist aus dem 2ten Theile der Fabeln Herrn Gellerts. Sie steht daselbst auf der 101. Seite, und heißt: Der Jüngling.

ligkeit wohneten. Er beschloß darauf, sich daselbst niederzulassen, und er tratt auch seine Reise dahin unverzüglich an. Da er sich der Stadt näherte, die auf einem hohen Berge lag, freuete er sich innerlich über diesen Anblick; aber weil an dem Fusse des Berges ein schönes mit allerhand Früchten angefülltes Thal war, so hielt er sich darinnen etwas auf, und füllte seinen Mantelsack mit diesen Früchten, die, wie er glaubte, ihm eben zu gelegener Zeit kämen, weil er den Berg hinauf klettern sollte. Allein er fiel mit seiner ganzen Ladung ins Thal herab. Damals rief ihm einer, der auf der Spitze des Berges stund, diese Worte zu: Mein Freund! Der Weg nach dieser Stadt ist steil und beschwerlich; und du denkest doch mit einer ganzen Ladung von Früchten herauf zu kommen?

Diese Fabel zielet auf diejenigen, welche sich auf den Weg der Tugend begeben, und glückseelige Wohnungen suchen, denen sie sich doch nicht nähern können, weil sie ihre Wollüste mit sich führen, die sie doch immer zurück ziehen, und an der Fortsetzung ihrer Reise verhindern.

Die 199. Fabel. *

Das Testament des Theophilus.

Da Theophilus heftig krank war, und sahe, daß sein Stundenglas ausgelaufen war, so machte er fol-

* Man findet in Gellerts Fabeln im 2ten Theile auf der 71. Seite eine Fabel von gleichem Innhalte. Sie führet die Ueberschrift: Das Vermächtniß, und ist von gegenwärtiger nur sehr wenig unterschieden.

folgendes Testament: Der eine seiner Freunde Philemon sollte alle seine Schulden bezahlen, und der andere Freund Timokles sollte seine nachgelassene Frau und seine Kinder versorgen. Beyde Freunde freueten sich über das Vertrauen, welches Theophilus gegen sie blicken liesse, und sahen sein Testament als einen grossen Schatz an.

Diese Fabel zeiget ein Beyspiel einer unverfälschten Freundschaft. Eine wahrhafte Historie von dieser Beschaffenheit findet man beym Gellius.

Die 200. Fabel.*

Die barmherzige Lukretia.

Als der Lukretia ein übermäßig grosses Erbgut zugefallen war, sagte sie: Ich freue mich darüber, weil ich dadurch in den Stand gesetzet werde, den Armen zu helfen, und sie zu trösten. Just, da sie dieses sagte, stellte sich ein altes krankes Weib bey ihr ein, und bat um ein Allmosen. Lukretia ward darüber so mitleidig, und so gerührt, daß ihr die Thränen in den Augen stunden; darüber gieng sie stracks hin, und gab der armen siechen Frau ein Stück verschimmelt Bod.

Diese Fabel giebt ein Beyspiel von der Mildthätigkeit der Reichen.

Die

* Diese Fabel ist aus bereits bemerkten 2ten Theile der Fabeln Herrn Gellerts genommen. Sie stehet daselbst auf der 73ste Seite, und führet die Ueberschrift: Die Gutthat.

Die 201. Fabel.

Der Esel und das Pferd.

Ein Pferd, welches lange in der Reitschule gewesen war, und sich in manchen künstlichen Schritten und Springen wohl geübet hatte, stolperte einsmals mit seinem Reiter, durch welchen Fall dieser sein Bein brach. Da der Esel dieses sahe, lachte er laut, und sagte: Worzu dienen so viele unnöthige Komplimente? Ihr hättet besser gethan, wenn ihr, wie ich, gerade fort gegangen wäret.

Die 202. Fabel.

Von einem Grönländer.

Ein Grönländer, den man in eine grosse Hauptstadt gebracht hatte, und der unter andern Seltenheiten, die man ihm zeigte, auf der Reitbahne einen Bereiter sahe, welcher sein Pferd tummelte, und es in manchen krummen Sprüngen übete, sagte: Der Narre will haben, das Thier soll fliegen, ob er schon siehet, daß es keine Flügel hat.

Diese Historie zeiget, daß die sogenannten Barbaren die Zierlichkeiten gesitteter Völker nicht mit ganz andern Augen beurtheilen.

Die 203. Fabel.

Von einem Amerikaner.

Ein in einer Europäischen Stadt erst angekommener Amerikaner sahe einsmals, da er an einer

Kir-

Kirchenthüre stund, die Leute mit dem Seitengewehre in die Kirche gehen. Diesfalls dachte er, dieses wäre ein Ort, der zum Kampfe bestimmet wäre; daher sagte er: Mich wundert, daß sich diese Leute nicht lieber auf dem offenen Felde herum schlagen. Da er nun stracks darauf hörte, daß man anfieng, in der Kirche zu singen; ward er in den Gedanken von einer Schlägerey bestärket, und daher sagte er: Ich merke aus dem grossen Geschrey, daß es allhier sehr blutig zugehen muß. Und darauf flüchtete er in eine andere Gasse.

Diese Fabel tadelt die Gewohnheit der meisten Europäischen Völker, welche in den Städten in Friedenszeiten auch sogar in die Kirchen bewafnet gehen.

Die 204. Fabel.

Ein Brauerpferd und ein Reitpferd.

Ein Brauerpferd gieng einsmals bey einem Reitpferde vorbey, welches auf der Gasse so mancherley krumme Sprünge und Bewegungen machte, daß auch das Volk stehen blieb, und ihm mit Verwunderung zusahe. Das Brauerpferd, welches keine Zeit hatte, darauf zu sehen, gieng seine Strasse, und da es seine Verrichtung vollbracht hatte, und zurück kam, fand es das Reitpferd in vollem Schaume, und es hatte doch nicht mehr als eine einzige Gasse zurück geleget. Das Brauerpferd sagte darauf: Bist du mit allen deinen grossen Bewegungen noch nicht weiter gekommen? Ich merke, daß ich

noch

noch ein Geschäfte verrichten kann, bevor du in eine andere Gasse kommest.

Diese Fabel zielet auf diejenigen, welche immer in Bewegung sind, und doch nichts verrichten.

Die 205. Fabel.

Der veränderliche Almosengeber.

Theodor, ein armer, aber doch mildthätiger Mann, theilete alle Wochen von seinem geringen Vermögen einen Thaler denen Armen aus. Alle verwunderten sich über diese Mildthätigkeit, weil sie fast über sein Vermögen war. Da ihm darauf eine Erbschaft zufiel, theilte er hernach nur einen halben Thaler aus, und darauf, als er ein neues Erbtheil erhielt, gab er den Armen nur den vierten Theil eines Thalers. Da man nun von einer so unvermutheten Knickerey mit nicht geringer Verwunderung redete, sagte ein Philosoph, dem die Früchte des Reichthums bekannt waren: Verwundert euch nicht darüber, denn, wenn er noch mehr erbet, so giebt er gar nichts.

Diese Fabel lehret, daß der Geitz durch den Reichthum wächset.

Die 206. Fabel.

Der Fuchs giebt dem Löwen einen Rath.

Da einsmals das Schatzmeisteramt an dem Hofe des Löwens erlediget war, berathschlagte sich der

Löwe mit dem Fuchs, der sein Vezier war, wen er diese, durch den Tod erledigte Stelle ertheilen sollte? Der Fuchs sagte darauf: Nimm weder einen Armen noch einen Geizigen; denn der erste hat sie nöthig, weil er nichts hat, und der andere wird sie noch nöthiger haben, weil er niemals genung hat.

Die 207. Fabel.

Der Fischbeinrock der Frau Leonore.

Unter allen Wallfischbeinröcken hielt man keinen für grösser, als den Rock der Frau Leonore. Ihr Mann Leander setzte sie oft darüber zur Rede; aber alle seine Vermahnungen waren stets fruchtlos. Endlich, da diese Leonore ins Wochenbette kam, und einen jungen Sohn zur Welt brachte, berathschlagte sie sich mit ihrem Manne über den Namen, den man dem Kinde geben sollte. Der Mann sagte darauf: Der Knabe soll Jonas heissen, denn er ist aus einem Wallfischbauche gekommen. Diese Antwort gieng Leonoren so nahe, daß sie ihren Rock darauf veränderte.

Diese Fabel zeigt, daß ein sinnreicher Spott oft stärkere Wirkung hat, als eine ernstliche Vermahnung.

Die 208. Fabel.

Eine schlechte Entschuldigung ist oft ärger, als gar keine.

Theodor putzte sich eines Morgens, um in die Kirche zu gehen. Aber im Ankleiden machte er

einen Dintenfleck auf seine Halsbinde. Diesfalls, und weil er keine andere reine Halsbinde bey der Hand hatte, blieb er zu Hause. Da sein Vater fragte: warum er nicht in die Kirche gekommen wäre? sagte er ihm die Ursache, und wieß ihm seine befleckte Halsbinde. Der Vater sagte darauf: Ach mein Sohn! Gott siehet nicht darauf, ob du eine reine Halsbinde hast, sondern ob dein Herz rein ist. Bedenke, wie viele häsliche Flecken du inwendig hast, gleichwol bekümmerst du dich darum nicht, wie du sie abwaschen kannst.

Die 209. Fabel.

Das Morgengebet des Apicius.

Apicius, ein schöner Jüngling, aber wenig Gottesfürchtig, betete niemals. Allein, wenn er des Morgens erwachte, und sich ausdehnete, sagte er ganz unachtsam: Ach Himmel! Sein Bruder, der bey ihm im Bette lag, und dieses bemerkte, sagte einsmals zu ihm: Mein lieber Bruder! Auf solche kalte und unachtsame Gebete kannst du nichts anders als kalte und unachtsame Erhörungen zu gewarten haben.

Die 210. Fabel.

Leanders schlechter Ruhm.

Leander brüstete sich einsmals in einer Gesellschaft damit, daß er in jedem Jahre achtmal communi-

cirte.

girte. Einer aus der Gesellschaft, der dieses hörte, sagte: Du brüstest dich damit, daß du dem Höchsten achtmal des Jahres ein hochfeyerliches Gelübde thust, dein Leben zu bessern, und daß du achtmal des Jahres dieses Gelübde stracks wieder brichst.

Die 211. Fabel.

Die unbesonnene Antwort eines Jünglings.

Ein Jüngling, der die Opern und Comödien niemals versäumte, war einsmals zufälliger Weise in eine Kirche gekommen. Da er nun nach seiner Zurückkunft gefragt ward: Ob viele Leute in der Kirche gewesen wären? gab er zur Antwort: Das Parterre war voll, aber die Bogen waren leer.

Diese Fabel lehret: wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über.

Die 212. Fabel.

Die Kleider-Reformation.

Ein Wandersmann kam einsmals in eine Stadt, in welcher das Frauenzimmer in dünnen Röcken von Nesseltuch oder Spitzen einhergieng, so, daß derjenige, welcher ein scharfes Gesicht hatte, etwas mehr sehen konnte, als er sollte. Er verwunderte sich nicht wenig darüber, und gab seinem Wirthe

zu verstehen, daß er dieses für ganz unanständig hielt. Der Wirth sagte darauf: Vor zwey Jahren waren die Röcke so breit, daß ein jedes Frauenzimmer einem Schiffe mit drey Verdecken ähnlich war. Endlich, da die Röcke den äussersten Grad Latitudinis erreicht hatten, bekam man zuletzt einen Eckel dafür, und man fieng an, die Tracht zu reformiren. Aber weil die Menschen in der Reformation keine Maasse halten können, so sind sie endlich in diese Ausschweifung gefallen, die der Herr nunmehr siehet.

Diese Fabel lehret, daß man in der Reformation niemals Maasse hält, wohl aber aus einer Ausschweifung in die andere fällt; daß also die Medicin ärger als die Krankheit wird.

Die 213. Fabel.

Der Name stimmt oft nicht mit dem Leben überein.

Euphemia gebahr einen Sohn, und man nennte ihn nach dem Vater: Gottlieb. Der Knabe hatte eine bösartige Natur, welche sich mit zunehmenden Alter mehr und mehr äusserte; denn er verfiel in offenbare Gottlosigkeiten und in die gröbsten Missethaten. Zuletzt begab er sich unter eine Räuberbande, und ward ein Schnaphahn. Die Aeltern merkten darauf, daß sie ihm zu übereilt einen so prächtigen Namen gegeben hatten. Zuletzt ward er ergriffen, und zum Galgen verurtheilt.

Der Richter ließ darauf in dem Urtheile den Namen verändern, und an Statt Gottlieb, Gottlos setzen.

Dieses kann denenjenigen zur Warnung dienen, welche ihren Kindern herrliche und prächtige Namen ertheilen, bevor sie wissen, wozu sie sich schicken werden, und was aus ihnen werden wird. Hieher gehöret einigermassen dasjenige, was man von einem erzählet, der seinem Sohne den Namen eines berühmten Doktors geben wollte. Die einfältige Frau aber, welche das Kind zur Taufe trug, sagte, als sie nach den Namen des Kindes gefraget ward: Doktor Ole. Allein der Priester ließ es bey dem Namen: Ole, allein bewenden, und sagte: Er muß erst Magister werden.

Die 214. Fabel.

Der Affe, ein Hofmaler.

Einem Affen, der an dem Hofe des Löwens Hofmaler war, ward einsmals befohlen, die Göttinn Venus abzumalen. Der Affe wendete alle seine Kunst auf dieses Stück, und nahm das Modell von der schönsten Aeffinn, die ihm im Walde bekannt war. Da das Gemälde gänzlich fertig war, stellte er es dem Löwen zu, der aber darüber stutzte, und sagte: Die Farben sind gut, und die Züge fein, aber das ist ja die Gestalt und das Gesicht einer Aeffin? Der Affe antwortete: Sie soll es auch seyn, gnädiger Herr! Ich habe meine älteste Tochter zum Muster erwählet, welche

man

man zu unserer Zeit für die schönste Aeffinn hält. Der Löwe sagte darauf: Welcher Hochmuth! Bildest du dir ein, daß Affen und Aeffinnen diejenigen Muster sind, wornach himmlische Schönheiten abzumalen sind? Das Gemälde ist lächerlich, und diesfalls muß es ganz anders umgearbeitet werden. Aber, weil grosse Virtuosen gemeiniglich nicht nachgeben, und eigensinnig sind, so wollte der Affe auch seine Arbeit nicht verändern, und diesfalls verließ er, aus Mißvergnügen, seine Bedienung. Darauf stellte er das Gemälde auf einem Scheidewege öffentlich aus, damit alle Thiere und Vögel, welche Kenner von dergleichen Kunststücken wären, sehen und urtheilen könnten, daß man ihm ohne Ursache seine Arbeit verworfen hätte. Was geschah? Es wurden verschiedene Kritiken darüber gefällt. Ein Elephant, welcher vorbey gieng, sagte: Der Maler hat sich dabey merklich versehen; denn er hat unter andern den Rüssel vergessen. Der Ochs sagte, die Hörner fehlten. Das Huhn tadelte das Stück, weil es keinen Schnabel hätte. Und so urtheilten alle bis auf die Kröten; denn ein jedes meynete, seine Gestalt hätte zum Muster der Schönheit sollen genommen werden. Der Affe ward über diese streitigen Urtheile so erbittert, daß er das Gemälde in Stücken riß, und nach dem Rath des Fuchses ein neues verfertigte, welches einer Löwinn ähnlich war. Da der Löwe dieses zu sehen bekam, sagte er: Nun hat der Maler die Göttinn auf ein Haar getroffen. Und darauf ließ er den Affen reichlich beschenken.

Diese Fabel zeiget, daß eine jede Kreatur ihre Gestalt für die herrlichste hält. Und wie diesfalls die Europäer Gott weiß und den Teufel schwarz malen, so malen die Afrikaner den Teufel weiß und Gott schwarz.

Die 215. Fabel.
Der Mann einer Coquette.

Eine Coquette, die einen hohen Geist hatte, aber wenig Tugend besaß, ward einsmals gefragt: Was für einen Mann sie sich am liebsten wünschte? Sie antwortete: Ich wünsche mir einen Mann, der alle gute Eigenschaften besitzet, ausgenommen Verstand; denn wenn er mit Verstand begabt ist, so wird er meiner bald müde werden.

Die 216. Fabel.
Das Heyrathen, eine Lotterie.

Ignatia munterte ihren Sohn öfters auf, sich zu verheyrathen; aber er schob solches immer auf. Endlich, da sie einsmals mit grossem Eifer eine zuverläßige Antwort verlangte, sagte er: Meine liebe Mutter! Das Heyrathen ist wie eine Lotterie, in welcher man viele Nieten gegen einen Gewinnst findet. Die Mutter stutzte bey dieser Antwort, die doch mehr geistreich als gründlich war; indem die Erfahrung lehret, daß in einer Lotterie oft eben so viele Gewinnste als Nieten anzutreffen sind.

Die 217. Fabel.

Der grosse Poet.

Ein Biber hatte sich durch die Poesie einen solchen Namen im Walde erworben, daß er unter den Thieren und Vögeln in einem eben so grossen Ansehen war, als Homer unter den Menschen. Er hatte verschiedene Gedichte verfertiget, welche alle für unnachahmliche Meisterstücke gehalten wurden. Die Schäfer schrieben sie ab, und täglich wurden sie sowohl in den umliegenden Dörfern als im Walde abgesungen. Er konnte die trockensten Materien in prächtigen Gedichten ausführen. Seine Schreibart war auf Schrauben gestellt, daß sie niemand ohne Kopfbrechen verstehen konnte. Aber just dieses erwarb ihm bey rechten Kennern der Poesie eine desto grössere Bewunderung. In der Erdichtung solcher Historien, welche niemals geschehen waren, oder die natürlicher Weise nicht geschehen konnten, war er so fruchtbar, daß ihm kein griechischer und lateinischer Poet zu vergleichen war. Dieses verursachte, daß er gemeiniglich mit dem Namen: der grosse Dichter, benennet ward, und es wurden ihm von den Schäfern verschiedene Ehrensäulen aufgerichtet. Es ist ungewiß, in welchem Distrikt des Waldes er gebohren war. Vier Provinzen zankten sich darum, eben so, wie sich gewisse Städte wegen Homers Geburth zankten; indem sich jede die Ehre, den größten Poeten zur Welt gebracht zu haben, zueignen wollte. Kurz: Unser Biber hatte sich das größte Ansehen erwor-

ben, welches sich nur eine sterbliche Kreatur wünschen kann. Aber, wie die Ehrbegierde keine Gränzen hat, so war er auch mit dem grossen Namen, den er im Walde und in den umliegenden Dörfern erlanget hatte, nicht vergnügt. Er verlangte, sein Name sollte auch in andern Ländern bekannt werden. Und weil er von einer grossen Insel gehört hatte, die etliche Meilen entfernt war, so ließ er sich durch einen Strausvogel übers Wasser dahin bringen. Die Bewohner dieser Insel, die aus verschiedenen Thieren, Vögeln und Schäfern bestanden, waren mit einem guten natürlichen Verstande begabt. Sie legten sich blos auf nützliche Wissenschaften, sie waren insonderheit Liebhaber der Wahrheit, und hatten nicht den geringsten Begriff von der Dichtkunst; hingegen war derjenige, der deutlich und am verständlichsten redete, unter ihnen am meisten angesehen. Der Biber ward von ihnen sofort wohl aufgenommen. Aber, da sie hörten, worinnen seine grossen Eigenschaften bestunden, nämlich die Wörter aus ihrer natürlichen Ordnung zu versetzen, die Rede dunkel und unverständlich zu machen, und Geschichte zu erdichten, die nicht geschehen waren, und die Götter und Göttinnen um Hülfe zu rufen, wenn er lügen wollte: so sahen sie ihn für eine schädliche und häsliche Kreatur an, der sie auf ihrer Insel keine Wohnung verstatten dörften. Ja einige hielten ihn für rasend und wahnwitzig, und diesfalls beschlossen sie, ihn zu binden und gefangen zu setzen. Doch ward endlich durch die meisten Stimmen für gut befunden,

den, ihn aus der Insel zu verjagen. Dieses ward auch durch den Strausvogel vollzogen.

Diese Fabel lehret, daß diejenigen Dinge, welche unter einigen Völkern für die größten Herrlichkeiten und Zierrathen gehalten werden, von andern Völkern für Laster und häsliche Flecken können angesehen werden.

Die 218. Fabel.

Der Mann und der Esel.

Aus dem Fontaine.

Nichts ist beschwerlicher, als allen Recht zu thun. Dieses wird durch eine artige Fabel erläutert, die man, wo ich nicht irre, beym Fontaine folgendermassen liesset. Ein Reisender setzte sich auf einen Esel, und sein junger Sohn folgte ihm zu Fusse nach. Die Vorbeygehenden, die dieses sahen, sagten darauf: Welcher unverschämter und unbarmherziger Mann! Er reitet selbst nach seiner Bequemlichkeit, und den kleinen armen Jungen läßt er zu Fusse gehen. Der Mann ward durch dieses harte Urtheil bewegt, und bemühte sich, dieses ein andermal zu verbessern; daher setzte er den Sohn auf den Esel, und er ward ein Fußgänger. Dieses verursachte ein grosses Gelächter. Die Vorbeygehenden sagten: Was für ein Narr! Er selbst gehet zu Fusse, und der Junge reitet! Der Mann bemühte sich, dieses das drittemal zu verbessern, um diesen Richtern den Mund zu stopfen, und zwar setzte

er sich selbst nebst seinem Sohne zugleich auf den Esel. Aber dieses verursachte noch ein härterers Urtheil; denn man sagte: Welche unbarmherzige Menschen! Hat das arme Vieh nicht an einem von ihnen Last genung? Der Mann ward dadurch ganz verwirrt gemacht, und diesfalls gieng er das viertemal nebst seinem Sohne neben dem Esel her. Darauf wiesen alle mit Fingern auf ihn, und sagten: Was für ein verzweifelter Narr! Er hat einen Esel, und bedienet sich dessen nicht! Daraus merkte der Mann, daß es unmöglich wäre, allen zu Gefallen zu leben, und diesfalls verachtete er die Urtheile der Leute.

Die 219. Fabel.

Der Bär und der Ziegenbock.

Als ein Bär sahe, daß ein Ziegenbock auf eine sehr steile Klippe kletterte, dachte er bey sich selbst: Kannst du nicht dergleichen thun? Seine Hoffnung schlug ihm auch nicht fehl; allein, als er, obschon nicht ohne grosse Mühe, auf die Spitze des Berges gekommen war, sagte er: Aber wie komme ich nun wieder herunter? Der Ziegenbock hatte dieses voraus gesehen, daher sagte er zu ihm: Das solltest du bedacht haben, bevor du herauf stiegest.

Diese Fabel lehret, daß ein jeder Mensch, bevor er sich in Beschwerlichkeiten verwickelt, darauf denken soll, wie er sich wieder heraus wickeln kann.

Die 220. Fabel.

Vom Manne, der seinen Sohn suchte.

Theodor hatte in seiner Ehe mit Lukretien drey Söhne erzielet. Einer dieser Söhne ward ihm durch die Räuber entführt. Dieser Verlust gieng dem Vater sehr zu Herzen. Er beschloß diesfalls, sein Haus und seine junge Frau zu verlassen, um den entführten Sohn persönlich aufzusuchen. Seine Frau so wohl, als seine Freunde, riethen ihm dieses Unternehmen ab, und sagten, er sollte es einem andern auftragen. Allein Theodor war nicht zu überreden; und die Reise gieng fort. Nach einem dreyjährigen Herumschwärmen kam er endlich wieder zurück; und da fand er zu seinem größten Verdruß vier Söhne, statt der vorigen drey.

Diese Fabel lehret, daß manche, um einen einzeln Verlust zu ersetzen, sich eines doppelten unterwerfen. Es ist glaublich, daß einige derer griechischen Helden, die ihre Länder verliessen, um den Schimpf zu rächen, der dem Menelaus wiederfahren war, mit Hörnern an den Stirnen zurück gekommen sind.

Die 221. Fabel.

Der sicherste Weg empor zu kommen.

Da die Vezierstelle am Hofe des Löwens erledigt war, bewarben sich unterschiedene Thiere um diese

hohe Bedienung. Der Fuchs allein, ob er schon mit grosser Begierde darnach trachtete, stellte sich an, als ob er grossen Abscheu dafür hätte, und daher verbarg er sich in eine Höhle, und ließ durch seine Kinder aussprengen: er wollte nicht eher wieder zum Vorschein kommen, bis die Bedienung durch einen derer Ansuchenden wieder besetzt wäre. Aber just dieses bähnete ihm den Weg zum Amte, welches er sonst nicht würde erhalten haben. Denn der Löwe glaubte, dadurch von seiner Ehrlichkeit versichert zu seyn, daher ließ er ihn mit Gewalt aus seiner Höhle holen, um diesen hohen Posten zu bekleiden.

Diese Fabel lehret, daß kein Weg empor zu kommen sicherer sey, als dem Beyspiele des Fuchses zu folgen.

Die 222. Fabel.

Vom Ziegenbocke, der die Gerechtigkeit suchte.

Nachdem ein Ziegenbock unterschiedene Sachen gerichtlich verloren hatte, bildete er sich ein, Justitia und Themis, die Göttinnen der Gerechtigkeit, müßten den Wald gänzlich verlassen, und sich unter den Menschen häuslich niedergelassen haben. Er bemühte sich darauf, sie zu suchen; und diesfalls begab er sich in die nächstgelegene grosse Stadt, weil er glaubte, die Göttinnen daselbst zu finden, damit er ihnen seine Noth klagen könnte. Auf

dem

dem Wege begegnete ihm ein Bauer, dem er sein Geschäfte zu erkennen gab. Der Bauer aber sagte darauf: Mein lieber Herrmann! Ich bin in der Stadt, in welche du reisen willst, bekannt genung. Ich weiß, es wohnen daselbst viele Justizräthe; aber ob die Göttinn Justitia selbst darinnen wohnhaft ist, kann ich nicht für gewiß sagen.

Die 223. Fabel.

Von der letzten Busse des Fuchses und deren Wirkung.

Nachdem der Fuchs manche Jahre damit zugebracht, daß er andere unschuldige Thiere und Vögel überrascht und listig betrogen hatte, und endlich zu einem hohen Alter gelanget war, und merkte, seine Todesstunde wäre vorhanden: so ließ er einen Hierophiten rufen, dem er seine Sünden beichtete, und um Absolution bat. Der Hierophit ward durch diese Busse und Reue bewegt, und glaubte, er könnte ihm sein Begehren nicht abschlagen, vornehmlich da der, mit dem Tode ringende, Kranke reichlich pro labore bezahlte, und so wohl durch die That, als mit dem Munde, bewies, daß er ein ernstlicher und eyfriger Büssender wäre. Er ward diesfalls in weitläuftigen und prächtigen Ausdrücken absolvieret, und der Hierophit verließ ihn mit diesen Worten: Nun bist du, lieber Michel! so rein, wie du von deiner Mutter gekommen bist; denn ist das Ende gut, so ist alles gut. So sterbe

ich

ich mit Freuden, sagte der Fuchs, und darauf entschlief er. Just zu der Zeit starb auch ein Schaf, und zwar so plötzlich, daß es auch nicht Zeit erhielt, sein Haus zu bestellen, wie doch der Fuchs in der äussersten Noth gethan hatte. Hierüber fällte der Hierophite über das letzte ein eben so schlechtes Urtheil, als er dem ersten ein gutes ertheilet hatte; denn er sahe nicht auf die Lebensart beyder, sondern blos auf ihr Ende. Aber der Waldgott Pan urtheilte ganz anders; denn die Kronicken bezeugen er habe die Seele des Fuchses, ohne auf ihre Absolution zu sehen, nach dem Tode in eine Kröte verschickt, und die Seele des Schafes habe ihre Wohnung in einem derer edelsten Thiere des Waldes erhalten.

Diese Fabel lehret, daß das Urtheil Gottes ganz anders ist, als das Urtheil der Menschen, und daß die letzte Busse nicht von der Wichtigkeit ist, wie man gemeiniglich glaubet. Man siehet sonst daraus, daß die Thiere die Meynung von der Wanderung der Seelen und von ihrer Versetzung aus einem Körper in den andern angenommen haben, unter denen diese Lehre nicht so ungereimt ist, als unter den Menschen.

Die 224. Fabel.

Vom Affen und Esel.

Der Löwe gab einsmals dem Affen und dem Esel Befehl: sie sollten beyde, doch jeder besonders, eine einzige Sache verrichten. Beyde verrichteten auch

auch die Sache, so gut sie konnten. Aber die Arbeit des Esels war mit der Arbeit des Affens gar nicht zu vergleichen, und diesfalls erwartete dieser letztere eine grössere Belohnung als der erstere. Allein die Belohnungen waren einerley. Da sich nun der Affe darüber beschwerte, und an alle Kenner der Kunst und der Arbeit appellirte, sagte der Löwe: Du hast alles gethan, was ich von einem künstlichen Affen erwartete; der andere aber hat mehr gethan, als was ich mir von einem einfältigen Esel versprechen konnte.

Diese Fabel lehret, daß je grösser das Pfund ist, welches die Natur uns anvertrauet hat, je mehr man auch von uns fordert, und daß diesfalls ungleiche Arbeiten einerley Belohnungen verdienen.

Die 225. Fabel.

Der Aufschub der Busse.

Ein Wolf hörte einsmals eine moralische Rede, die ein Storch hielt, und das unordentliche und ruchlose Leben der Thiere und der Menschen tadelte. Durch diese Rede ward er so bewegt, daß er beschloß, ein neues Leben zu führen, und er setzte eine gewisse Zeit, wenn seine Busse und Reue anfangen sollte, nämlich nach dem Verlaufe eines Monats. Er sagte: Ein Monat ist bald zu Ende, ich will mein sündliches Handwerk nicht länger, als nur noch diese Zeit, treiben. Nachdem er diesen heiligen Vorsatz genommen hatte, begab er sich wieder an seine gewöhnlichen Verrichtungen auf die

Freybeuterey. Aber just, da er sich selbigen Abend in einen Schafstall schleichen wollte, ward er von einem Viehhunde ergriffen und umgebracht.

Diese Fabel zielet auf diejenigen, welche ihre Busse aufschieben, und nicht bedenken, welches Unheil der Aufschub einer einzigen Stunde verursachen kann.

Die 226. Fabel.

Ein König entschuldiget einen seiner Statthalter.

Ein König verschrieb einsmals zweene seiner Statthalter, und befahl ihnen, alle ihre Dokumenten und Papiere mitzubringen, die zu einem Beweise ihres Verhaltens in ihren Bedienungen dienen könnten. Der eine erhielt Befehl, sich stracks und ohne Aufenthalt auf die Reise zu begeben; der andere hingegen erhielt eine dreytägige Frist. Da sie nun beyde ankamen, und ihre Aufführung untersuchet ward, fand sich, daß der erste vergessen hatte, unterschiedene nöthige Dokumente mitzubringen; da hingegen der letzte über alles von Punkt zu Punkt Rede und Antwort geben konnte. Der oberste Staatsminister, dem die Revision anvertrauet war, erzörnte sich darauf über den ersten, und beschuldigte ihn in Gegenwart des Königes der Nachläßigkeit. Aber der König nahm seine Vertheidigung selbst über sich, und sagte: Man kann von beyden nicht einerley Achtsamkeit fordern, denn dem einen ist befohlen worden, seine Reise plötzlich anzutreten, dem andern aber, sich drey Tage dazu vorzubereiten.

Diese

Diese Fabel bestrafet die unbilligen Urtheile der Menschen, die dieses für eine Strafe ansehen, wenn gewisse Personen plötzlich von der Welt genommen werden, bevor sie sich zur Reise vorbereiten können. Sie beschuldigen dadurch Gott gleichsam einer Partheylichkeit, indem sie nicht bedenken, daß Gott, als ein gerechter Richter, dieses vor Augen hat, von demjenigen mehr zu fordern, dem er eine längere Zeit vergönnet hat, als von demjenigen, den er plötzlich hingerücket hat, und der am Tage der Rechenschaft sagen kann: Warum gab mir Gott nicht auch ein eben so langes Leben, wie jenem, damit ich mich zum Tode vorbereiten konnte? Und daß Gott dieses beobachtet, und daß seine Urtheile ganz anders, als die Urtheile der Menschen sind, daran darf niemand zweifeln; gleichfalls kann man versichert seyn, daß er von demjenigen die schärfste Rechenschaft fodert, dem er das größte Pfund anvertrauet hat.

Die 227. Fabel.

Das Urtheil über zweene Schiffer.

Zweene Schiffer waren, jeder mit seinem Schiffe, auf der Heimreise. Der eine kam am ersten im Hafen an, der andere aber später, weil er sich im Cours versehen hatte. Man schrieb diesen Unterschied, wie gewöhnlich, der Hurtigkeit des erstern und der Unachtsamkeit und schlechten Kenntniß im Seegeln des letztern zu. Aber, da die Aufführung beyder von denen Rhedern untersuchet ward, fand man, daß der erste wenig Verstand und Nachdenken gebraucht hatte, und daß es ein blosses blindes

Ungefähr gewesen, daß er so gut und so bald in den Hafen gekommen war. Hingegen fand man, daß der andere sich als ein bedachtsamer und erfahrner Pilot aufgeführet hatte; und es war nur ein besonderes Unglück, als Nebel, Strom u. d. g. gewesen, was ihn aus seinem rechten Cours gebracht hatte. Darüber beschlossen die Rheder, dem ersten seinen Abschied zu geben, dem letzten aber ein grösseres Schiff anzuvertrauen.

Diese Fabel zeiget, daß manche, die auf dem rechten Wege sind, und im Glauben die rechten Meynungen angenommen haben, in Gottes Augen geringer sind, als gewisse Irrenden, wenn nämlich die ersten zufälliger Weise rechtgläubig sind, die andern aber nach einer genauen Untersuchung auf den unrechten Weg gekommen sind.

Die 228. Fabel.

Des Habichts ungegründete Klage über die Verordnung des Holzförsters.

Unter unterschiedenen Gesetzen und Verordnungen, welche der Holzförster denen Thieren und Vögeln ertheilte, hat man auch diese, als besonders merkwürdig aufgezeichnet: Nämlich, ein Habicht sollte in einerley Versehen mit dem Storch zehnmal so scharf gestrafet werden, als dieser. Ueber diese Verordnung beschwerte sich der Habicht sehr heftig, und sagte: Auf gleiche Missethaten müßte auch eine gleiche Strafe folgen. Der Holzförster antwor-

wortete darauf: Da die Strafen die Kreaturen in der Zucht erhalten, und sie von allen Missethaten abschrecken sollten, die Erfahrung aber lehret, daß eine mäßige Züchtigung bey manchen Nationen eben so viel als die härtesten Strafen ausrichten: so muß auch, einem Raubvogel den Kopf zu waschen, eine stärkere Lauge gebraucht werden, als zu dem Kopfe eines Storches.

Diese Fabel lehret, daß alle Gesetzgeber dieses vor Augen haben, und die Strafen nach eines jeden Volkes Eigenschaft einrichten sollen. Denn was bey einer Nation Worte und Vermahnungen bewirken können, kann bey einer andern nicht einmal durch Ruthen und Geiseln bewirket werden.

Die 229. Fabel.
Unterschiedliche Wege nach einem Ziele.

Drey Wandersleute machten sich einsmals zugleich auf die Reise nach der Stadt der Glückseeligkeit. Sie waren alle gleich gut gesinnet, und alle gleich willig, sich aller Mühe zu unterwerfen, die ihnen eine so lange und gefährliche Reise drohete. Weil aber nach dieser Stadt verschiedene Wege führten, so konnten sie über den richtigsten Weg nicht einig werden. Sie brachten einige Zeit damit zu, daß sie darüber stritten; aber gleichwol konnten sie sich nicht vereinigen, weil sie Gründe gegen Gründe anführten, mit denen jeder seine Meynung bestärkte. Endlich, da die Streitigkeiten kein Ende nehmen wollten, so nahm ein jeder

von ihnen seinen eigenen Weg. Dieses fiel endlich so aus, daß sie alle, obschon durch verschiedene Wege, glücklich die Stadt erreichten.

Diese Fabel lehret, daß ein jeder, der die Wahrheit mit Ernst suchet, und der sich in einer heiligen Absicht um die Mittel der Seeligkeit bewirbt, ob er schon aus Irrthum etwas aus dem Wege kommt, den ein anderer gerade zugehet, dennoch das rechte Ziel erreichet; und auf diese Art kann man sagen, daß unterschiedene Wege in die glückseeligen Wohnungen führen; denn ein gerechter Richter siehet in seinen Urtheil nicht so sehr auf den Irrthum, als auf die Absicht der Irrenden.

Die 230. Fabel.

Die Verwandlungen des Dornbusches.

Ein Dornbusch, der unter einigen hohen Eschbäumen stund, sagte einsmals: Ach! wie unbillig ist doch die Natur? daß sie mir eine so geringe und verächtliche Gestalt in Ansehung dieser andern ansehnlichen Bäume ertheilet hat. Diese Klage bewegte den Himmel, und er verwandelte den Dornbusch in einen hohen Eschbaum. Diese Verwandlung verursachte dem verwandelten Baume ein unbeschreibliches Vergnügen. Aber dieses Vergnügen war von kurzer Dauer; denn da kurz darauf ein Ochs vorbey gieng, so seufzte er aufs neue, und sagte: Warum sollen wir armen Bäume stets fest auf einer Stelle stehen, und gleichsam in beständ-

ständigen Fesseln seyn? Warum hat uns der Himmel nicht Füsse, zu gehen, gegeben, wie diesem Ochsen? Diese neue Klage ward auch erhört, und der Baum in einen Ochsen verwandelt, und diese Verwandlung verursachte nicht geringere Freude, als die erste. Aber just, da der Ochs den Himmel für die ihm erzeigte Gnade pries, ward er einen Menschen gewahr, der mit einer Peitsche eine Menge Kühe und Pferde vor sich her trieb. Darauf fiel er wieder in eine neue Melancholie, und sagte: Welcher Unterschied ist doch zwischen den Thieren und Menschen? Welche Partheyligkeit lässet doch der Schöpfer in der ungleichen Austheilung seiner Gaben sehen? Ach! welches Vergnügen muß doch ein Mensch geniessen, daß er auf so vorzügliche Art in der Schöpfung von andern unterschieden ist! Der Ansuchende ward zum drittenmale erhört, und in einen Menschen verändert. Neue Veränderung, neue Freude! die doch auch nicht lange dauerte; denn da dieser neue Mensch von denen Engeln reden hörte, misgönnte er ihnen auch ihr herrliches Schicksal, und brach in diese Klagen aus: Was ist doch gegen einen Engel ein elender Mensch, der um seinen Unterhalt bekümmert, und so vielen Zufällen, Krankheiten und dem Tode unterworfen ist? Es heißt, wir sind alle von einem einzigen Schöpfer erschaffen worden, daß wir alle seine Kinder seyn sollen; aber der Unterschied der Geschöpfe zeiget, daß wir nur seine Stiefkinder sind. So oft wir dieses betrachten, so müssen wir uns darüber grämen, und ausrufen: Warum sind wir nicht denen Engeln gleich erschaffen worden? Auch

diese Klagen wurden gnädig aufgenommen, und die klagende Person ward in einen Engel verwandelt. Nunmehr schien es, alles wäre an ihm vollkommen, und nichts wäre zurück, was nur die alleredelste aller erschaffenen Kreaturen verlangen konnte. Die Freude schien auch vollkommen zu seyn. Der neue Engel erkannte auch die Grösse dieser Wohlthat, und pries den Himmel lange Zeit dafür. Aber, weil die Begierde keine Gränzen hat, und er sich nachher vorstellte, welcher Unterschied sich zwischen Gott und den erschaffenen Kreaturen befände, fieng er an, sich nach und nach göttliche Eigenschaften zu wünschen, und bey dieser Vergleichung sich auch über die Unvollkommenheiten der Engel zu betrüben. Da der Himmel diese unersättlichen Begierden bemerkte, ward er zum Zorne gereitzet, und er sprach dieses Urtheil: Die misvergnügte Kreatur, die durch keine Wohlthaten konnte befriediget werden, soll in ihren ersten Stand wieder zurück kehren. Dieses geschah auch, und der Engel ward wieder in einen Dornbusch verwandelt. In diesen Zustand schickte er sich nunmehr mit Gedult; weil er aus seinen eigenen Beyspielen bemerket hatte, daß, da wo die Begierde ist, niemals die Zufriedenheit seyn könne.

Die 231. Fabel.

Der vermeynte starke Glaube eines Bauern.

Da ein Bauer einsmals in der Kirche den Priester sagen hörte: Daß derjenige, dessen Glaube so groß,

groß, als ein Senfkorn, wäre, auf dem Wasser gehen könnte, ohne unter zu sinken: so sagte er zu sich selbst: Ein Senfkorn ist doch nicht sonderlich groß, und so viel Glauben kannst du leicht haben. Diesfalls warf er sich auf dem Heimwege zum Versuche aus dem Boote ins Wasser; aber er sank zu Grunde, und er ward mit grosser Gefahr gerettet. Er sagte darauf: Ich dachte es wohl voraus, daß es mir so gehen würde.

Diese Fabel lehret, daß manche, die doch keinen Glauben haben, sich einbilden, Glauben zu besitzen.

Die 232. Fabel.

Der Ochs und der Bauer.

Ein Ochs begegnete im Walde einem Bauer, dem er denn die Härte vorwarf, die die Menschen gegen die Thiere ausübten, indem sie sie ermordeten und schlachteten. Der Bauer antwortete darauf: Wir Menschen schlachten ja uns unter einander selbst: Warum sollten wir die Schaafe und Ochsen schonen?

Verzeichniß
aller Fabeln.

1. Von einem Esel, der Cantor werden wollte.
2. Vom Adler und von den jungen Füchsen.
3. Von einem Affen.
4. Vom Esel, der sich für einen Doktor ausgab.
5. Von der Katze in dem Speiseschranke eines Bauern.
6. Der Krieg der Thiere gegen die Menschen.
7. Die Katze begiebt sich in einen Mönchsorden.
8. Von einem gezwungenen und doch ungezwungenen Eheverbündnisse.
9. Der Ziegenbock, ein Philosoph.
10. Vom Monde.
11. Vom Maulwurfe.
12. Vom Dornbusche.
13. Die Klagen der Frösche.
14. Die Sittenlehre der Lerche.
15. Die Reise der Taube in fremde Länder.
16. Der Fuchs und der Wolf. Aus dem Bidermann.
17. Der Fuchs zeiget seine List durch eine neue Probe. Aus dem Bidermann.

18. Vom Kukuk.
19. Vom Schorsteinfeger.
20. Die Dreustigkeit der Gans.
21. Das Chamäleon und die Katze.
22. Von der Maus im Käse.
23. Aus dem Bidermann. Vom Bär und Fuchs.
24. Vom Bauer und Hunde.
25. Der Fuchs fodert den Esel vors Gerichte.
26. Vom Affen, welcher fischen wollte.
27. Von der Jungfer und dem Papagoy.
28. Der Esel, ein Wächter.
29. Das Kriegsverhör über den Hasen.
30. Der Krieg zwischen den Leoparden und Tygern.
31. Die Enten und der Seehund.
32. Die Nachtigall und die Sau.
33. Vom Kranich, welcher mit Gratia probatum kurirte.
34. Vom Schiffe im Monde.
35. Die Sau und das Chamäleon.
36. Der Wolf und der Bär.
37. Der Hochmuth eines Mastschweins.
38. Eine persianische Fabel, von zween Raben.
39. Des Esels Hochmuth in seinem Wohlstande.
40. Aßidämons Klage über die Thiere.
41. Die Nachteule.
42. Die Katze mit ihren Jungen.
43. Die Kälber und der Hirsch.

44. Die Grabschrift einer Elster.
45. Von der Katze, die sich mit ihrem Adel brüstete.
46. Vom Fuchs.
47. Das Schicksal des Schäfers Damons.
48. Der Viehhirte und die Kuh.
49. Die Katze philosophirt.
50. Vom Fuchs, der eine Flasche auswendig beleckte.
51. Eine ungereimte Art, zu trösten.
52. Die Belohnung eines Künstlers.
53. Der Hochmuth eines Maulwurfs.
54. Das gekrönte Pferd.
55. Der Hund und der Wolf.
56. Wodurch die bösen Weiber in die Welt gekommen sind.
57. Jupiter besuchet den Wald.
58. Die vernünftige Bitte des Storchs.
59. Die Balancerechnung des Fuchses.
60. Eine gelehrte Dame in der Versammlung der Gelehrten.
61. Ein Bauer antwortet einen Soldaten.
62. Die unordentliche Andacht des Fuchses und des Wolfs.
63. Jupiter erfährt, was er nicht wissen will.
64. Ein altes Weib regiert.

65. Aus dem Bidermann. Der Bauer, der Drache und der Fuchs.
66. Von einem adelichen Pferde.
67. Der Esel, ein Bibliothekarius.
68. Die seltsamen und gegen einander streitenden Lehren unter den Thieren.
69. Pans Rangverordnung.
70. Der Affe, ein Sittenlehrer.
71. Der Löwe, die Schlange und der Maulwurf.
72. Warum sich der Vogel Phönix fast niemals sehen läßt?
73. Der Fuchs, ein Wahrsager.
74. Die Ursache der Feindschaft zwischen dem Wolfe und Hunde.
75. Die Fischotter kurirt.
76. Die Elster, ein Redner.
77. Der bürgerliche Krieg der Ameisen.
78. Vom Esel, der den Mond verschlang.
79. Von einem Manne, der sich ersäufen wollte.
80. Eines angeklagten Weibesbildes Entschuldigung.
81. Die Art und Eigenschaft der Käsemilben.
82. Die Freyerey des Löwens.
83. Von einer grossen Mißion in die Insel Acirema.
84. Der Hase, ein Solicitant.
85. Das Bündniß zwischen dem Fuchs und Wolf.

86. Arge alte Weiber.
87. Der Fuchs, ein beeidigter Richter.
88. Apollo besuchet den Wald.
89. Der Teufel und die Ziegen.
90. Vom Fuchs und Esel.
91. Ein Ziegenbock antwortet dem Wolfe.
92. Das Ansuchen der Schildkröte, um Laufer zu werden.
93. Antwort auf das Ansuchen des Bären.
94. Das peinliche Verhör im Walde.
95. Der Fuchs giebt dem Bieber einen Rath.
96. Zwistigkeit zwischen Thieren beyderley Geschlechts.
97. Von zween Affen.
98. Von der Maus und Spinne.
99. Welche Kreatur die tapferste ist.
100. Von der Biene und Spinne.
101. Der Fuchs und das Chamäleon.
102. Der Fuchs und der Teufel.
103. Der Fuchs und der Ochs.
104. Der Storch, ein Quacksalber.
105. Die Affen und der Bär.
106. Ein Ziegenbock und eine Auster.
107. Der Affee und der Mann.
108. Jupiters Gesandschaft an den Pan.
109. S. T.
110. Die Aerzte und Advokaten.
111. Auf welche Art eine heilige Schlange gestrafet worden.

112. Von der Elster und von dem Hummer.
113. Die Klage des Eichbaums wird beantwortet.
114. Das unerwartete Ende des Affen.
115. Aus dem Bidermann. Der Fuchs und der Wolf.
116. Die Andacht der Wölfe.
117. Die Fischotter und der Fuchs.
118. Die Klage des Mondes.
119. Die Klagen des Tygers.
120. Ein Spiel Karten.
121. Die Klage der Nacht über den Mond.
122. Von den Bienen.
123. Der Esel wird geadelt.
124. Die Verwandlung der Gans, des Schweines und der Katze.
125. Der Esel, ein Richter.
126. Der Teufel und der Fuchs.
127. Der Wolf entschuldiget sich vor Gericht.
128. Ein anderes vernünftiges Urtheil des Bibers.
129. Die Klagen der Thiere und Vögel.
130. Vom Affen, der sich den Tod wünschte.
131. Dem Wolf mislinget die List gegen die Schafe.
132. Die Sittenlehre des Fuchses, über welche er im Walde ein Collegium priuatissimum gehalten.
133. Der Affe, ein gekrönter Poet.
134. Der Bär, ein Kanzler.

135. Der Hirsch und die Katze.
136. Des Bauern Gespräch mit dem Kaninichen.
137. Des Affen ungegründete Klage.
138. Von einem gefangenen Bär.
139. Die moralischen Reden des Storchs und Habichts.
140. Der letzte Wille des Wolfs.
141. Die Ratte wird von den Mönchen in Bann gethan.
142. Geistliche Gaben.
143. Zweene Marketenter.
144. Die Kritik des Fuchses über die Promotion zweener Affen.
145. Der Tod und die Katze.
146. Der Streit zwischen der Medicin und Chirurgie.
147. Die Klage der Theologie, eingegeben in einer allgemeinen Versammlung der Kirche.
148. Das Schicksal der Historie.
149. Die Verwandlung der Gerechtigkeit.
150. Der Proceß zwischen der Wahrheit und Lügen.
151. Die Allianz zwischen der Philosophie und Mechanik.
152. Der Rangstreit unter den Wissenschaften.
153. Die Zwistigkeit zwischen der Metaphysik und dem Ackerbau.
154. Die Ratte und der Tod.

155. Zweene Ziegenböcke stossen sich mit einander.
156. Die Rhetorik und der Nordwind.
157. Des Bibers Aufführung im Richteramte.
158. Die Astrologie wird von dem Fuchs beschämet.
159. Zweene Bullenbeisser.
160. Der verwandelte Esel.
161. Der Drescher und der Hahn.
162. Der gefundene Schatz eines Geitzhalses.
163. Der Teufel und der Fuchs.
164. Das Urtheil des Fischers zwischen den Seemeven.
165. Der Friede der Frauen. La paix des Dames.
166. Der Wolf und der Hierophite.
167. Die Seemeve und der Fuchs.
168. Die Unterredung des Wolfs mit einem andern Hierophiten.
169. Die Elster und der Papagoy.
170. Der Wolf und der Bär.
171. Die Katze und ihr Sohn.
172. Von einem Manne, der den Bock melken wollte.
173. Der Junker und das Schwein.
174. Das Gespräch des Wolfs mit dem Pferde.
175. Der Officier und der Wirth.
176. Lebensbeschreibung der Frau Pedanterie.
177. Ein oeconomischer Rath.

178. Eine chinesische Fabel.
179. Von einem wohlerzogenen Ferkel.
180. Vom Wolfe.
181. Die Allianz zwischen der Religion und Philosophie.
182. Der Stillstand zwischen dem Aberglauben und Unglauben.
183. Vom Ziegenbocke, der sich den Bart scheeren ließ.
184. Eben dieses Ziegenbocks Bedenken über die Heyrath eines alten Mannes.
185. Der Elephant und der Biber.
186. Des Löwens und der Löwinn verschiedene Wünsche.
187. Von einer Neherinn, die ihre Nehnadel verlor.
188. Von zween Kaufleuten.
189. Die Wirkung des blinden Glaubens.
190. Des Wolfs andächtiger Paroxismus.
191. Die beyden Brüder.
192. Der Hochmuth des Maulwurfs.
193. Der Drache und der Bauer.
194. Der Nachruhm.
195. Damons unächte Andacht.
196. Das Testament des Theodors.
197. Der Eid eines Creditmachers.
198. Die Reise in die Stadt der Glückseeligkeit. Aus dem Gellert.

199. Das Testament des Theophilus.
200. Die barmherzige Lukretia. Aus dem Gellert.
201. Der Esel und das Pferd.
202. Von einem Grönländer.
203. Von einem Amerikaner.
204. Ein Brauerpferd und ein Reitpferd.
205. Der veränderliche Almosengeber.
206. Der Fuchs giebt dem Löwen einen Rath.
207. Der Fischbeinrock der Frau Leonore.
208. Eine schlechte Entschuldigung ist oft ärger, als gar keine.
209. Das Morgengebet des Apicius.
210. Leanders schlechter Ruhm.
211. Die unbesonnene Antwort eines Jünglings.
212. Die Kleiderreformation.
213. Der Name stimmt oft nicht mit dem Leben überein.
214. Der Affe, ein Hofmaler.
215. Der Mann einer Coquette.
216. Das Heyrathen, eine Lotterie.
217. Der grosse Poet.
218. Der Mann und der Esel. Aus dem Fontaine.
219. Der Bär und der Ziegenbock.
220. Vom Mann, der seinen Sohn suchte.
221. Der sicherste Weg, empor zu kommen.
222. Vom Ziegenbocke, der die Gerechtigkeit suchte.

223. Von der letzten Busse des Fuchses und deren Wirkung.
224. Vom Affen und Esel.
225. Der Aufschub der Busse.
226. Ein König entschuldiget einen seiner Statthalter.
227. Das Urtheil über zweene Schiffer.
228. Des Habichts ungegründete Klage über die Verordnung des Holzförsters.
229. Unterschiedene Wege nach einem Ziele.
230. Die Verwandlungen des Dornbusches.
231. Der vermeynte starke Glaube eines Bauern.
232. Der Ochs und der Bauer.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Holberg, Ludvig, / Scheibe, Johann Adolph, / Mumme, Franz Christian.

Moralische Fabeln mit beygefügten Erklärungen einer jeden Fabel

Leipzig ; Kopenhagen 1752

P.o.rel. 5237
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10037200-9
VD18 10125507-003